ur.
30 I.
Arndt (E. M.)

<36634216010011

<36634216010011

Bayer. Staatsbibliothek

Blick

aus der Zeit auf die Zeit.

Von

E. M. Arndt.

*

Germanien, 1814.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein tapferer und kühner Führer wirft die Fahne oft in die dichteste Schaar der Feinde hinein, damit die Seinigen, der hohen Ehre gemahnt, dieser Braut des Regiments nachfliegen und für sie sich jeder Gefahr und jedem Tode mit Lust entgegenstürzen. So muß es der Schriftner auch häufig machen, wenn er diejenigen noch unschlüssig wanken und wie in der Irre hin und her tappen sieht, welche über das, was zu thun ist, nicht mehr ungewiß seyn sollten.

Man beschuldigt die politischen teutschen Schriftner gewöhnlich, und man hat auch mich oft beschuldigt, daß wir unstät und ohne Mittelpunkt des Urtheils hin und her schwanken, daß wir nicht wissen, was wir wollen, daß die Ansichten, Entwürfe und Vorschläge, womit wir auftreten, wie vom Monde heruntergefallen sind, daß wir zuviel begehren und alles übertreiben, und was dergleichen wahre und falsche Beschuldigungen mehr sind. Ich leugne das alles nicht, aber ich muß auch andeuten, in welcher Lage wir sind.

Leicht ist es in England und in andern wohl eingerichteten Staaten mit klarem Verstande und ruhigem Maaße über politische Gegenstände zu schreiben, weil man immer neben dem, was da

ist, hergehen, und sich an dem geschichtlichen Maaße desselben berichtigen und halten kann. Bei uns können wir Manches nicht sagen aus Mangel an politischer Haltung und Einsicht, bei uns dürfen wir Manches nicht sagen aus Mangel an politischer Freiheit. Wir dürfen Vieles nur andeuten, oder müssen es, damit der schreckliche Staatscensor nicht über uns komme, in dunkeln und allgemeinen Sätzen einer metaphysischen Hyperpolitik so hoch hinaufspielen, daß es zuletzt weder der Erde noch dem Himmel angehört.

Da wir in Teutschland noch nirgends ein festes politisches Ziel haben, sondern das Ziel erst suchen, so müssen viele politische Pfeile in die öde Weite auf Gewinn und Verlust abgeschossen werden; und selten erfahren wir, ob sie getroffen haben. In einer andern Rücksicht sind wir mit unserm lieben Vaterlande daran, wie ein Arzt mit einem wahnsinnigen Kranken, der oft völlig verworren ist und nur einzelne helle Zwischenräume des Uebels hat. Wenn man mit Wahnwitzigen spricht, so muß man in Worten und Reden oft die kühnsten und wildesten Sprünge machen, man muß ihnen fast gleich oft wie halb toll reden und urtheilen, damit man nur die Stellen findet, wo sie zu fassen sind und wo ein kleines Lichtlein von Ver-

nunft wieder angezündet werden kann. Wir müssen bei einem Volke, das allen großen politischen Takt verloren hat, vielfach hin und her fühlen und versuchen, ob und wo wir ihm irgend eine Klarheit anzünden können. Daher das Vielfache, Schwankende und Widersprechende in vielen unserer Vorschläge und Ansichten. Man versucht es nach allen Seiten, wohinaus es denn endlich gehen will, und ob sich nicht irgendwo etwas Festes ansetzen will, das wieder ein klares Bild und eine stattliche Gestalt des Lebens gewinnen kann. Unsere teutsche Politik ist nothwendig eine atomistische, weil die schaffenden Geister noch über dem Chaos schweben. Jetzt darf daher noch nicht Narrheit genannt werden, was mit Recht als Narrheit gescholten würde, wenn unser politischer Leib sich schon auf irgend eine Weise gestaltet hätte. Daher thut man darin vielen politischen Schriftnern Unrecht, wenn man das, was sie sagen und entwerfen, immer als ihre unmittelbare Meinung aufnimmt und als solche lobt oder tadelt. Sie meinen damit oft gar nichts weiter, als daß sie politische Vorspiele machen wollen und Hinspiele auf das, was einst werden kann. Die Zeit ist jetzt so, daß ein gescheidter Mann bloß Ideen aussäen darf aus der Lust des Säens, und weil er die

Nothwendigkeit begriffen hat, daß die in mancher Hinsicht noch immer zu trägen germanischen Geister aufgeschüttelt werden müssen.

Was endlich die Uebertreibungen und Wiederholungen anlangt, weswegen man uns so sehr tadelt, so antworte ich, daß wir auch da in dem Verhältnisse des Arztes stehen, der seinen Kranken nach ihren verschiedenen Temperamenten verschiedene Giften *) von Arzeneien reicht. Man hat in der schwedischen Sprache ein sehr passendes Sprichwort, um zu sagen, daß etwas nicht verfängt; es heißt: Wasser auf die Gans giessen. Diese Gans, die sehr fette und glatte Federn hat, haben die teutschen Politiker zu begiessen: man kann fünf, ja zehen Aufgüsse thun, und es dringt doch nicht bis auf das Leben durch. Das teutsche Volk verträgt starke Giften.

Diese Andeutungen stehen hier für diese Blätter und für frühere. Denn wir und unsere Mitbrüder wollen doch nicht gern vor allem Volke immer noch als die Tollen und Verrückten angesehen werden, die nicht wissen, was sie thun und warum sie es thun.

*) Die Gift, plur. die Giften, entspricht ganz dem Worte Dosis (δόσις). Es wird gewöhnlich nur von dem jedesmaligen Futtermaaße gebraucht, das man dem Vieh vorwirft. Mit ihm von Einem Stamm ist das Gift, die Gifte. Der Vater von beiden heißt geben.

I.

Bemerkungen über Teutschlands Lage im November 1814.

Es ist der achte Monat seit dem Frieden in Paris. Die teutschen Schwerdter haben gefochten und die edelste und schönste teutsche Jugend hat geblutet, der Welt Ruhe zu verschaffen; die meisten Länder Europas sind beruhigt und haben sich geordnet oder beginnen sich kräftig und glücklich zu ordnen; nur Teutschland selbst liegt in einem völligen Chaos über und unter einander geworfen, und alle Elemente des Verworrenen und Bösen, auch die nimmer ruhende noch rastende Arglist unserer Feinde haben Zeit, neue Zwietracht und blutiges Verderben auszubrüten. Schon zeigen sich an mehr als Einem Orte und in mehr als Einem Kopfe und Herzen die drohenden Vorboten und Zeichen davon, und nirgends erscheint die waltende Macht und Weisheit, welche aus der matt faulenden Masse

und der wild brausenden Lava eine neue kräftige Gestalt bilden könnte. Wenn Gott, der auf eine wunderbarliche Weise so viel für uns gethan hat, uns nicht hilft, so scheinen wir so fortgetrieben werden zu wollen, wie der Zufall eben bläst. Schon beginnt der Himmel sich hie und da zu schwärzen und düstre Gewitterwolken steigen am politischen Horizont auf, wo es vor einem halben Jahre noch ganz heiter war; obgleich viele schon im verflossenen Frühlinge weissagten, daß es so leicht und freundlich nicht aus einander gehen würde, als die Herrscher, die an der Spitze des Zeitalters stehen, zu glauben scheinen. Gleich die ersten Wochen des Aprils, als man in Teutschland von den pariser Nachrichten hörte und wie gnädig und großmüthig mit den besiegten Franzosen verfahren werde, trauerten viele biedere Teutsche, wahrlich nicht aus Blutdurst und Rachsucht, sondern weil der Wille der Vorsehung, welche die Bösen zu bestrafen und die Guten zu belohnen gebietet, unerfüllt zu bleiben, weil die hohe Gerechtigkeit des gewaltigen Gottes, welcher Begeisterung und Sieg gegeben hatte, nicht gepflegt zu werden, und weil für die Ehre des teutschen Namens und für die Sicherheit der teutschen Gränzen nicht genug gesorgt zu werden schien. Aber zu banger Angst und zum Vorgefühl künftigen Unheils und naher Verwirrung ward diese Trauer, als es erscholl, die Heere der Verbündeten werden Frankreich in der kürzesten Zeit räumen, und erst

im Herbst werde man anfangen, über die Angelegenheiten Teutschlands zu rathschlagen. Als diese Heere wirklich bald von allen Seiten her über den Rheinstrom zurückflossen, o wie viele Sorgen, Klagen, und Weissagungen der Redlichen und Guten, daß solche unzeitige Milde dem Vaterlande nichts Gutes bedeuten werde! Das hatten sie gehofft, daß man so lange mit dem gezückten Schwerdt in der Hand in Paris bleiben würde, bis das Große und Allgemeine der teutschen Angelegenheiten, die Vertheilung und Bestimmung der Lande, die große politische Verfassung, das Verhältniß der Fürsten und des Volks zu einander, die bindende und zusammenhaltende Gewalt der Schirmherrschaft und der Kriegsordnung, kurz bis das Erste und Nothwendigste, der Hauptzuschnitt und die Haupteintheilung und Haupteinrichtung Teutschlands festgesetzt und abgemacht wären. Denn sie fürchteten mit Recht, daß, da die Teutschen wieder die letzten seyn sollten, an welche die Reihe käme, die unglücklichen Teutschen, um welche sich zuerst zehen und dreißig eigene Herrscher und dann alle Mächte Europas, die auf ihre Kosten immer zu gewinnen hoffen, vertragen sollen, sie von den verschiedenen Partheien und Vortheilen der Unterhandelnden vielfach bestrickt, zerhadert und gemißhandelt werden würden, zumal da den eigenen und fremden Feinden volle Zeit gelassen würde, alle Gewebe der Hinterlist, des Geitzes und der Herrschsucht einzufädeln und durch einander zu zetteln. Denn daß

jene Verhältnisse von Freundlichkeit, Zartheit und Ritterlichkeit, welche die Kaiser und Könige unauflöslich an einander zu knüpfen und aus den Völkern Europas gleichsam Eine Familie zu machen schienen, trotz allen Reibungen und Gegenstößen und Mißtrauen erregenden Zuflüsterungen unzertrennlich seyn würden, konnten sie kaum hoffen, da der Reitz und die Macht der Sachen und ihrer Nothwendigkeit immer wirksamer zu seyn pflegt als alles, was man auf Persönlichkeiten bauen kann. Freilich scheint bis jetzt die That alle ihre Besorgnisse zu widerlegen und auch von Wien her hört man dieselben Glocken läuten, die von Paris erklangen: nichts als Eintracht, Freundschaft, Brüderlichkeit und Ritterlichkeit, nichts als Feste und festliche Gesinnungen; es scheint ein großes langes Friedensfest zu seyn, eine innige und fröhliche Vermählung aller Herrscher und Herrscherinnen mit einander, es scheint ein allgemeiner europäischer Hochzeitball zu seyn, wo die dauernde Familieneintracht und Glückseligkeit der Völker eingetanzt wird. Dies ist der Klang und der Schein; aber was die Beobachter und Zuschauer erlauschen und winken, das klingt und scheint schon etwas anders; und auch, was wir andern, die aus der Ferne lauschen und schauen und denen der zu nahe Schimmer Augen und Herzen nicht ganz verblendet, hie und da vernehmen und gewahren, ist nicht bloß das harmonische Saitenspiel eines Hochzeitballes, sondern Seuf-

zer und Klagen, auch zuweilen Flüche, und sogar einige Klänge von Kanonen aus der Ferne lassen sich hören, und hinter den bunten Vorhängen des Theaters und den blanken und freundlichen Gesichtern lauern mancherlei verlarvte und verkappte Gesellen, die da Arges treiben und Unheil und Verwirrung zetteln. Ja viele fürchten schon, was wir nicht aussprechen wollen, der lustige Freudenball werde sich in Hader und Zwietracht auflösen.

Wir sitzen nun zwar nicht in dem Ei, das ausgebrütet werden soll, so daß wir das Wachsen des Küchleins und die Zeit, wo sein Schnabel die Schale durchbrechen soll, jeden Tag beobachten könnten, aber doch kommt uns Manches zu Ohren und zu Herzen, was wieder allerlei Gefühle und Gedanken erweckt, und es mögte wohl nichts Unzeitiges und Ueberflüssiges seyn, über die Sorgen und Hoffnungen und Wünsche des teutschen Volkes und über die Ansichten von Glück und Unglück, die sich ihm zeigen, so wie über die Verhältnisse, Entwürfe, und Strebungen der bedeutendsten teutschen Mächte, hier einige Winke zu geben. Denn wer kann es uns verdenken, daß wir nach so großen Arbeiten und Opfern, die fast jeder mit redlichem Muth und treuer Gesinnung dem Vaterlande gebracht hat, auch ungefähr wissen wollen, was wir denn von Gott und von unsern Herrschern zunächst zu hoffen und wohin wir unsere Blicke zu richten haben. Das Vaterland und die Ehre und Herrlich-

keit des Vaterlandes und Volkes ist uns allen gezeigt durch die Wunder, welche Gott für uns gethan hat, und durch die Versprechungen, welche die Kaiser und Könige uns gemacht haben; so müssen wir denn auch auf das Vaterland und seine Zukunft schauen und es als die theuerste und heiligste Angelegenheit des Augenblicks betrachten.

Wir sehen demnach zuerst, was die Besseren und Weiseren unter den teutschen Menschen hoffen und wünschen. Dann betrachten wir die Ansichten, Bestrebungen und Verhältnisse der Hauptmächte Teutschlands und der fremden Kabinette, die auf dasselbe den mächtigsten Einfluß haben. Und endlich werfen wir einen Blick auf unsere nächste Zukunft.

Alle gute und wackere Teutsche, die ein Vaterland im Herzen tragen, hoffen von dem Gott, der uns so wunderbarlich und so gewaltiglich aus Elend und Schande erlöst hat, daß er uns auch in unsern politischen Dingen und Verhältnissen selbst da helfen und beschirmen werde, wo Hülfe, Rath und Schirm unsern Augen oft ganz verborgen ist. Es kann unmöglich sein Wille seyn, daß dasjenige Volk, welches für alle andere Völker das denkende, schaffende, und bildende ist, wie Spreu und Staub in der Geschichte verweht werden soll; sondern am meisten auf ihn, den wir so mächtig in uns gefühlt, ja den wir wie mit unsern Augen mitten unter uns gesehen haben, müssen wir unsere Hoffnungen gründen, daß aus allen diesen Getümmeln und Verwir-

rungen, worin wir noch hin und her geschüttelt werden, das Herrlichste und Fröhlichste für uns entspringen wird. Von den Herrschern aber, bei welchen unser Schicksal und die Entscheidung der Geschichte des Tages vorzüglich steht, wünschen sie Folgendes:

1) Eine schirmende und schützende und die einzelnen Theile des teutschen Reichs zusammenhaltende und, wenn es noth ist, allenfalls zusammenzwingende Macht. Sie hoffen, Oestreich werde die teutsche Kaiserwürde wieder annehmen, versteht sich mit anderer Machtfülle, als es dieselbe die letzten Jahrhunderte getragen hat. Sollte es das aber nicht wollen, oder sollten demselben in den politischen Ansichten und in den Verhältnissen der Gegenwart unbekannte Hindernisse im Wege stehen, so hoffen sie doch, daß ein Verhältniß ausgemittelt werde, durch welches Oestreich und Preussen, als die beiden Mächte, worauf Teutschland allein als auf seinen Säulen stehen und den Gefahren von aussen widerstehen kann, über alle andere teutsche Fürsten erhöht und gestellt werden, so daß diese ihnen beiden für das gesammte Reich Folge und Gehorsam schuldig sind. Doch muß das Band, das sie beide verbindet und die übrigen Lande und Fürstenthümer gleichsam um sie flicht oder ihnen unterordnet, so in einander gewebt seyn, daß die Zerspaltung des teutschen Volkes zwischen Südteutschland und Nordteutschland daraus nicht erfolgt. Damit

die Gränzen gegen Teutschlands gefährlichsten Feind, gegen Frankreich, gehörig geschirmt seyen, herrscht Preussen am Mittelrhein und Niederrhein, Oestreich am Oberrhein. Mittelmäßige oder schwache Fürsten dürfen an den Thoren des Reichs nicht als Wächter gestellt werden — sie würden in der ersten Noth, vielleicht auch ohne Noth, dem Feinde wieder gegen das Vaterland dienen — sondern sie müssen hinter und zwischen diese Mächtigsten weiter in die Mitte zurückgeschoben werden. Man muß sie in die Lage setzen, daß sie auch wider ihren Willen für die Sicherheit und Ehre des Reichs dienen müssen.

2) Abschaffung der schändlichen sogenannten Souverainetät, welche Bonaparte den Rheinbundsfürsten als einen Köder der Knechtschaft und Schande hingeworfen hat, und von deren Süßigkeit und Zauber sie selbst und ihre Minister und Räthe sich noch nicht losmachen können. Die Fürsten müssen unter strenge Gesetze gestellt werden; auch jenes unselige Recht, mit fremden Mächten Bündnisse zu schliessen, an fremden Höfen Gesandte zu halten, und gleichsam selbstständig und wie von dem Reiche geschieden auf eignen Füßen zu stehen, wie die erste Quelle unsers langen Unglücks, der Westfälische Friede, es besiegelt hat, muß ihnen genommen werden; sie müssen gegen das Reich und seine beiden Schirmherren, Oestreich und Preussen, ungefähr auf den Stand zurückgeführt werden, worauf sie im

elften und zwölften Jahrhundert standen. Wo alle Fürsten selbstmächtige und unabhängige Herren seyn wollen, in dem Staate kann Ehre und Freiheit nicht lange bestehen. Die Oberrichter und die Oberverwalter der Lande sollen sie seyn, nicht die Oberherren: wer die Macht nicht hat zu herrschen, der soll die Tugend haben, für das Vaterland zu dienen.

3) Wiederherstellung freier Verfassung, Wiederherstellung der Landstände und vieler freien Reichsstädte in allen Kreisen Teutschlands. Dies ist urgebohrnes und angebohrnes Menschenrecht, dies ist urgebohrnes und angebohrnes Recht des teutschen Volkes, das weiland als das freieste und gerechteste gepriesen, aber in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr unterdrückt und in manchen Fürstenthümern fast willkührlich regiert worden. Ohne ständische Verfassung kann uns nie Heil kommen, ohne sie kann der hohe und muthige Geist, der uns in diesen Tagen errettet hat und der allein unsere Ehre in der Zukunft sichert, nicht genährt und erhalten werden. Die freien Reichsstädte aber werden die rechten Mütter und Pflegerinnen der Künste und jener stillen und hehren Wissenschaften und Tugenden seyn, die unser Mittelalter so sehr verherrlichten.

4) Errichtung eines Bundesrathes, der nicht wie jener zuletzt fast todte Sumpf zu Regensburg in papierner Langsamkeit stockt und fault, sondern immer in lebendiger Bewegung gehalten wird. Die

dazu abgesandten Botschafter und Großbotschafter der Fürsten und Städte versammeln sich in bestimmten Zeiten; unter ausserordentlichen Umständen werden auch ausserordentliche Versammlungen ausgeschrieben. Der Sitz dieses Rathes ist in der Mitte Teutschlands, etwa in Nürnberg oder Bamberg; solche Stadt und ihr Gebiet umher ist heilig, sie wird zu einer unmittelbaren Reichsstadt erklärt.

5) Errichtung von zwei Oberreichsgerichten, eines für den Süden und eines für den Norden, mit der Einrichtung und mit der Zahl von Räthen und Beisitzern, daß die Gerechtigkeit schnell gepflegt werden kann, und daß die unabgemachten Streite und Händel nicht wie sonst auf die Urenkel forterben. Ausserdem muß noch ein Austragsgericht oder Vergleichsgericht angeordnet werden, wo die Streite der Fürsten und Lande und Städte, welche mehr politischer Natur sind und welche der bloße Buchstabe des Gesetzes nie entscheiden kann, unter einander geschlichtet werden. Ausserordentliche Fälle, z. B. Hochverrath und Abfall der Fürsten oder einzelner bedeutender Männer, drohende Gefahren und Umkehrungen, die sich drinnen und draussen zeigen, und andere schleunige Dinge werden vor den Bundesrath gebracht, der zur Untersuchung, Abwendung und Richtung einen Ausschuß ernennt. Als Grundsatz gilt das judicium parium: jeder soll von seines Gleichen gerichtet werden.

6) Uneingeschränkte Preßfreiheit, das Palladium aller Freiheit und die Pflegemutter jeder stolzen Tugend, Kühnheit und Herrlichkeit. Der freie teutsche Geist darf nicht einmal von fern die Scheere sehen, die ihm gelegentlich die Flügelspitzen beschneiden könnte. Nur die Dummheit und Bosheit und Tyrannei zittern vor einer Freiheit und Beweglichkeit, die den Teutschen und den Christen so nothwendig ist als die Luft und das Licht, welche sie schlürfen und athmen.

7) Gleiche Münze, gleiches Maaß, gleiches Gewicht über das ganze Reich.

8) Abschaffung alles dessen, was den freien Verkehr und die menschliche Bewegung des Volkes hindert und also auch seine Bildung und Entwickelung hemmt. Die Zölle und Accisen, die Durchgangs-, Geleits-, Wege- und Postgelder müssen gleichmäßig durch das ganze Reich vertheilt und der drückende Ueberfluß davon weggeschnitten werden. In vielen teutschen Landen ist es dahin gekommen, daß die Menschen kaum noch reisen und sich Briefe schreiben können, so vielfach und übertrieben sind die Plackereien und Abgaben. Die unselige Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, die in diesen Dingen herrscht, ist gewiß keiner der hunderttausend aufgezählten Vorzüge und Vortheile der Vielherrschaft in Teutschland.

9) Eine über das ganze Reich, über alle Fürstenthümer, Lande und Städte gehende Kriegsord-

nung, die unter dem Reichsfeldmarschall und unter dem wiederherzustellenden und in neuer Ordnung einzurichtenden teutschen Orden steht. Diese Kriegsordnung befördert zuerst die kriegerische Erziehung, indem sie für die rechten vaterländischen Seelen- und Leibesübungen sorgt; sie wacht, daß in Friedenszeiten alle wehrhafte Männer kriegsgeübt seyen und daß der rechte Geist unterhalten werde; sie hat in allen Landen die Oberaufsicht über das Kriegswesen und die Festungen; sie arbeitet aber am meisten dahin, daß die kleine Eitelkeit der einzelnen Namen in den Gemüthern der Menschen vertilgt werde, daß man nicht mehr von wirtembergischen, baierischen, darmstädtischen, nassauischen, mecklenburgischen Heeren höre, sondern daß der Name Teutscher vor allen Namen klinge und bedeute.

Jetzt betrachten wir die Mächte in und ausser Teutschland, die auf unser Schicksal einen entscheidenden Einfluß haben können und haben werden.

Oestreich.

Man hatte erwartet, und o wie viele teutsche Herzen hatten dafür brennende Gelübde und Gebete zum Himmel geschickt, daß Oestreich bei dem großen Kriege, woran es endlich Theil nahm, seine Blicke mehr gegen Westen als gegen Osten und Süden gerichtet habe; man meinte, es sähe nach seinem alten Belgien, nach dem einst lothringischen und habsburgischen Lothringen, Elsaß und der

Schweitz hin, und werde mit der kräftigeren Erfassung dieser Lande auch die Kaiserkrone wieder mit mächtigerer Hand fassen, als es dieselbe die letzten Jahrhunderte getragen. Der pariser Friede und sein Inhalt riß die Wünschenden und Hoffenden aus ihrem süßen Wahn, und man sah das Meiste anders werden, als man sich den Ausgang und das Ziel des heiligen und von Gott so wunderbar gesegneten Krieges gedacht hatte. Als man nun sah, daß Belgien mit Holland verbunden werden und Lothringen und das Elsaß und andere vom Reiche abgerissene teutsche Orte Frankreich bleiben sollten, daß man auch der Schweitz wieder erlaubte, nach wie vor Söldner der Franzosen zu seyn, da meinte man doch immer noch, Oestreich werde die Würde und die Idee des Kaisers, woraus mit Gunst der Umstände in einer kräftigen Hand immer noch so viel zu machen sey, nicht leichtsinnig wie eine Kleinigkeit aufgeben, sondern den jetzigen Bau Teutschlands um dieselbe zusammenzufügen suchen. Man meinte also, Oestreich werde sein Tyrol und Südschwaben wiedernehmen, werde durch Umtausche die badenschen Lande und die Rheinpfalz erwerben, und von dort auf den künftigen Erwerb des Elsaßes und der Schweitz, welche der nothwendige Schlußstein unserer Südgränze sind, hinschauen, indem es sich als Wächter und Gränzhüter am Rhein lagere. Aber wie man hört und wie manche sichtbare Zeichen es deuten, so scheint Oestreich sich

mehr und mehr aus Teutschland zurückzuziehen und sich gegen Osten hin und über die Alpen hinaus auf fremde und unteutsche Völker ausdehnen zu wollen. Es scheint sich in ein gepriesenes sogenanntes System der Abrundung des politischen Leibes verliebt zu haben, das allerdings sehr große Vortheile hat, wenn die Völker und Länder, die es umschließt, harmonisch zu einander passeu, das aber nichtig ist, wenn unverträgliche Theile dadurch zusammengezwungen werden sollen; denn es giebt Dinge und Verhältnisse, die sich nie vereinigen und vertragen lassen, oder die wenigstens so lose zusammenhangen, daß der erste mächtige Stoß sie aus einander treibt. Die Vertheidiger des neuen Systems der östreichischen Abrundung und der größeren Absonderung und Ausscheidung aus den Angelegenheiten des teutschen Reiches sprechen etwa folgendermaßen:

Die Kaiserkrone, welche viele als eine Verherrlichung des alten Stammes der Habsburge wieder auf Oestreichs Haupt wünschen, ist eine leere und bedeutungslose Zier, die lange schon mehr geschimmert als gewärmt hat. Oestreich ist dadurch häufig in vielfältige und gefährliche Verhältnisse und Händel gebracht und verwickelt worden und hat von der nichtigen Majestät lange schon mehr Ungemach und Nachtheil als Freude und Vortheil gehabt. Es verliert nichts, wenn es nicht mehr besitzt, was weniger als nichts werth war. Auch ohne diese Krone und ihren Namen be-

hält es durch seine Hausmacht einen gewaltigen Einfluß auf Teutschland und dessen Angelegenheiten.

Mit den Gränzen der Monarchie über den Rhein und bis an die Nordsee nach Dünkerken und Ostende vorzugehen, davor mußte die Erfahrung der früheren Zeit warnen. Von dem östlichen Pruth bis dahin ist die Linie zu lang, und gerade da, wo es an dem nebenbuhlenden Frankreich den mächtigen und nahen Feind hatte, konnte es doch nie mit der gehörigen Kraft und Geschwindigkeit wirken. Jetzt, in dem Besitz des schönen Oberitaliens und der ehemaligen venetischen Landschaften an beiden Küsten des adriatischen Meers, mit der Aussicht, sich auch südlich in den fruchtbaren Landen an der Donau auf Kosten der Osmanen zu erweitern, bildet es mit diesen und mit seinen alten Hauslanden einen runden in sich geschlossenen Staat, in welchem der Geist und das Leben, kurz alles Blut und aller Saft des Reichs geschwind bis zu den äussersten Theilen rundlaufen und sich im Mittelpunkt immer leicht wieder sammeln können. Es steht in seiner runden Lage so glücklich da, daß es für seine Sicherheit niemand verletzen noch fürchten darf. Sonst ward es fast in alle Kriege Europas mit verwickelt, jetzt wird es viele Stürme, welche die andern erschüttern, neben sich hinbrausen lassen und aus sicherer Ruhe in die wilde Bewegung hinausblicken können.

In Hinsicht Teutschlands, da Oestreich das unmittelbare Stehen in demselben und auf demselben seinen Vortheilen nicht angemessen hält, und da es ihm also fremder wird, als es vorher war, hat es folgende Politik zu beobachten:

Preussen steht ihm mächtig gegenüber, nicht sowohl durch gleichen Umfang der Länder und der Volksmenge, als durch seine Regsamkeit und Thätigkeit, durch den Muth und Geist seiner Herrscher und Unterthanen, und durch das lebendige Streben nach immer Höherem und Größerem, als es schon erreicht hat, und durch das Fürstenthum des Lichts, wo es die Liebe und Neigung vieler teutschen Menschen, die auch nicht seine Unterthanen sind, gewonnen hat. Dieses Preussen, das vielleicht an Oestreichs Statt gerne vorträte und die übrigen Fürsten und Lande unter seinem Schutz und seiner Anführung zusammenzöge, muß nach der Möglichkeit gehemmt werden; Oestreich muß die anderen bedeutenden teutschen Staaten mächtiger machen, damit Preussen in seinem frischen und lebendigen Strom einen Gegenhalt und Gegenstoß finde und damit die Vereinigung teutscher Kräfte unter seinem Panier unmöglich werde. Denn nicht bloß durch die irdische Gewalt droht dieses Reich fürchterlich zu werden, sondern noch mehr durch die geistige, wodurch es Funken ausstreut, die selbst in dem Schooße der östreichischen Monarchie einmal gefährliche Flammen werden können.

Auf dieses Letzte muß Oestreich vorzüglich achten. Jenen Brennstoff, der seit dreißig Jahren so viele Köpfe und Herzen entzündet, und so gewaltige Umwälzungen und Erschütterungen veranlaßt hat, muß es von sich auf das fernste halten, weil es weniger als andere Staaten, die aus Einem Leben und Streben zusammengegossen sind, Erschütterungen vertragen kann. Da es aus den verschiedenartigsten Völkern mit den verschiedensten Anlagen, Neigungen, Strebungen, Sitten und Verfassungen zusammengesetzt ist, so muß es vor allen Dingen dahin sehen, daß unter diese Masse nichts Gährendes komme, das sie in ihre verschiedenen Bestandtheile auflösen könne. Oestreichs ganzes Bestreben muß dahin gehen, alles so sehr als möglich beim Alten zu lassen und als Beschirmer der alten Kirche und der alten Staatsordnung da zu stehen. Es ist der natürliche Feind alles Neuen und Unruhigen, und muß ihm einen ewigen und unversöhnlichen Krieg erklären; sein Element muß die Ruhe seyn, wie Preussens Element die Bewegung ist.

Diese Ansichten und Urtheile der Abrunder und die Handlungsart der östreichischen Regierung, die daraus folgen muß, sind in einem beschränkten Sinn allerdings wahr und richtig, aber in dieser Zeit, worin wir leben, und in dem weiteren und höheren politischen Sinn, den sie uns zumuthet, sind sie kleinlich und unrichtig, und führen den

Staat, den sie erhalten wollen, offenbar ins Verderben, und viel geschwinder, als manche wähnen. Zwar hat es immer geheissen: wer nicht vorwärts geht, der geht zurück; aber diese Zeit braust wie ein aus seinen Ufern getretener Strom im Sturmschritt fort, und wer nicht mit ihr fliessen will, den spült sie weg und reißt ihn zerschmetternd und verschlingend in die Abgründe hinab. Wir machen hier einige leichte Anmerkungen dazu, die jeder nach seiner Weise sich deuten und weiter ausspinnen kann.

Die Kaiserwürde ist keinesweges eine leere und bedeutungslose Zier, eine machtlose Majestät. Durch sie, und durch nichts anderes, ist das Haus Habsburg so mächtig geworden, als es heute erscheint; durch sie allein hat es seine verlornen Erblande im Osten wiedergewonnen und seine im Süden und Westen angefochtenen Landschaften vertheidigt; durch ihren heiligen Wahn hat es, auch ohne wirkliche Macht, oft unendlich viel bedeutet, und auch da schwer gewogen, wo es oft recht leicht war: und hätte es diese Würde, und den Wahn, der auf ihr ruhete, klug und tapfer und zu rechter Zeit zu gebrauchen verstanden, es hätte nimmer in solche Lagen kommen können, als worin es diese letzten zwanzig Jahre gewesen ist; das Größte aber ist, daß durch sie im ganzen teutschen Reiche so viele herrliche Geschlechter und vortreffliche Männer an Oestreich und an Oestreichs Glanz und Ehre gewie-

sen und gekettet waren, welche es mit gehoben und gehalten haben: die teutsche Kaiserkrone brachte ihm Herzen und Geister, deren wohlthätige Wirkungen auf die Monarchie gar nicht zu berechnen sind. Und dies alles wollte es jetzt wie eine Kleinigkeit wegwerfen, und das Teutschland, welchem es so viel verdankt und ohne welches es nicht wohl bestehen kann, als eine Nebensache behandeln und in hülfloser Verwirrung liegen lassen? Man kann unmöglich glauben, daß es so wichtige Dinge mit so engem Maaße misset und wägt.

Was in Hinsicht östreichischer Besitzungen am Rhein und jenseits des Rheins bis an die Nordsee und Lis und Somme gesagt wird, hält eben so wenig die nähere und schärfere Beleuchtung aus. Wenn auch das Ziel erreicht werden könnte, worauf man hinspielt, der erwünschte und lange Friede, so muß jeder Staat wohl bedenken, daß die bewegungslose Ruhe, die von keinem geweckt und gestört wird, wahrlich nicht das höchste Ziel des menschlichen Lebens und also auch nicht das höchste Ziel eines glücklichen Staates ist. So wie der Mensch lebendig Theil nehmen muß an dem, was um ihn vorgeht, so wie er im lebendigen Gewimmel der Kräfte und Thaten bleiben muß, wenn er nicht verfaulen und absterben will, so muß der Staat, der doch nur eine Gesammtheit von Menschen ist, dies nach gleichem Gesetze thun. Freilich soll er die unaufhörliche Unruhe und den ewigen

Krieg nicht als seine Bestimmung ansehen, aber er soll sich nie ausser dem Bereich alles dessen stellen, was anderen Völkern begegnen kann. Wahrlich wessen höchster und einziger Gedanke ist, in Frieden zu bleiben, grade der wird den verderblichsten Krieg haben. Immer muß der Staat an den tüchtigen Krieg denken, damit er den sicheren Frieden habe. Und trotz aller seiner geschlossenen Rundheit wird Oestreich dem Kriege und seinen Gefahren nicht entgehen. Jene Lande aber, welche wir ihm oben als seine Bestimmung anwiesen, sind keineswegs ein schmaler Streif, den jeder Nachbar ungestraft fassen und durchreissen kann; nein sie bieten durch ihre reichen Hülfsquellen, durch ihre vortheilhafte Lage, durch die leibliche Stärke und den kriegerischen Geist ihrer Bewohner eine Vertheidigung dar, die, von den Erblanden im Rücken nur etwas gestützt, ihr selbst genügt. Diese Masse von fünf bis sechs Millionen Einwohnern, wohl geordnet und regiert, mit dem gehörigen Kriegsvorrath und den nöthigen Festungen versehen, würde als eine unerschütterliche und unübersteigliche Vormauer vor dem Reiche und vor Oestreich gelegen haben. Was aber in ihnen das Bedeutendste und für Oestreich das Unentbehrlichste war, das sind die Menschen. Was Oestreich in der Regel sonst Tüchtigstes und Geistreichstes in seinen Heeren und unter seinen hohen Beamten hatte, das erhielt es meistens aus dem Reiche und aus diesen Landen. Dieses geisti-

zen Zuflusses, wodurch die starre und stockende Masse seiner übrigen Länder erquickt und bewegt ward, kann es nicht entbehren, es fühlt diese Entbehrung schon, und wird sie künftig noch empfindlicher fühlen. Was hilft ihm die dicke und runde Masse, die keinen Geist und kein Herz oder wenigstens für Oestreich keinen Geist und kein Herz hat? Das Haltende, Bindende und Belebende der östreichischen Monarchie war sonst das Teutsche. Dessen bleibt ihr sehr wenig, wenn sie, wie es scheint, sich von Teutschland und teutschen Landen mehr und mehr abwenden und ausschliessen will. Ganz reine teutsche Unterthanen des Kaisers von Oestreich sind nur die Tyroler und Oberöstreicher und ein Theil der Stairer und Kärnther; alles andere teutsche Land Oestreichs ist mehr oder weniger mit dem Slavonischen gemischt und zeugt die teutsche Art, Kraft und Tugend nicht mehr in ihrer Aechtheit und Gediegenheit; die übrigen sind Slaven von mancherlei Art und Namen, Magyaren, Wlachen, Raitzen, Italier, die in fremdartigen Vermischungen und zum Theil mit fast feindseligen Zusammensetzungen unter einander liegen. Das schöne italische Land jenseits der Alpen und an dem adriatischen Meere vollends dient dem fremden Volke äusserst ungern, und hat eine unverkennbare Neigung, in eigener Unabhängigkeit für sich zu bestehen oder wenigstens italischen Herrschern von verwandter Art zugetheilt zu werden; Oestreich wird schwer ha-

ben bei seinen Regierungsgrundsätzen, die von denen der jüngsten Zeit so ganz verschieden sind, dieses Volk je für sich zu gewinnen, oder das durch die letzten zwanzig Jahre auf eine so vielfache Weise erregte und aufgeschüttelte wieder in den alten Zustand von 1790 zurückzuwiegen: die scheinbare Stärke also, die in dem Besitz dieser Lande liegt, wird in der That mehr eine Schwächung der Macht seyn, da Oestreich mehr die eigenen Kräfte wird anwenden müssen, um die aufstrebenden Italiäner zu zügeln, als es die italischen Kräfte ungehindert für sich gebrauchen kann.

Daß Oestreich, wenn es sich diesem thörigten runden System ergeben sollte, gegen Preussen arbeiten muß, ist in dem Sinn und der Ansicht der kleinlichen Politik, die daraus folgt, freilich ganz natürlich. Wer nicht selbst der Erste und Höchste zu seyn wagt, den ängstigt gewöhnlich ein quälender Neid gegen den, der solche Kühnheit statt seiner ergreift. Es war freilich jammervoll für Teutschland, daß Oestreich mit den südteutschen Fürsten, die es von seiner Höhe herab gestürzt und in mehreren Epochen fast in den Abgrund gerissen hatten, mit einer banglichen und beklommenen Politik verfuhr, da es gegen die nun gestürzten Anhänger Bonapartens und gegen ihre heillosen Plane zu Teutschlands Verderben das große Recht der Macht und der Gerechtigkeit hätte gebrauchen können und sollen; jammervoller aber ist es noch, daß es jetzt diejenigen, welche

die Franzosen, damit sie ihnen hülfen und dienten, von dem Raube des Reichs vergrößert haben, daß es diese ihre Helfer gegen die letzte Ehre und Selbständigkeit des teutschen Volks noch mehr vergrößern und vermehren will, damit nur die Zerspaltung Teutschlands durch die sogenannte Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit vieler mittelmäßigen Staaten recht verewigt werde: so daß, wenn dies — was Gott verhüte! — geschähe, der Krieg, den wir für unsere Einigung, Stärkung und Wiederaufrichtung führten, unser Unheil recht eigentlich bestätigt und in gewissem Sinn gesetzlich gemacht hätte.

Daß Oestreich als Vertheidiger des Alten, als Hasser und Verfolger des Neuen, als Erhalter und Beschirmer der alten Kirche, und als Darsteller des Ruhigen und Unbeweglichen sich Preussen und dem Geiste, der in jenem Staate lebt, gegenüber stellt, dagegen kann man im Ganzen nichts einwenden, und in der Sache selbst ist an sich nichts Tadelnswerthes.

Aber wie das Zeitalter geht und der Strom seiner Bildung fließt, muß es durchaus getadelt werden. Die lebendigen Kräfte, die jetzt einem neuen Weltalter entgegenstreben und entgegenarbeiten, lassen sich wohl auf eine kurze Zeit hemmen und lähmen, aber durch ihre Hemmung und Unterdrückung begegnet dem Staate, der solche Unzeitigkeit verschuldet, was Leibern begegnet, die bei

Stockung der Säfte in irgend einem Theile vom Schlage gerührt werden. Denn so erregt sind die Geister der Zeit und so licht und feurig ist ihre Thätigkeit, daß wer mit ihnen nicht vorwärts streben will, mit unglaublicher Geschwindigkeit zurückgetrieben wird. Schon bemerkt man als traurige Folge dieses Stillstehens in der Zeit, welches immer ein Rückgang ist, eine gewisse unbeschreibliche Dumpfheit und Erstarrung und eine gewisse Verlegenheit und Unsicherheit in allen Schritten, die der östreichische Staat thun muß; und wohin würde Oestreich kommen, wenn es alles Bewegende, Belebende und Beseelende von sich ausschiede? Denn wahrlich nie ist so sehr durch die Meinung und durch den Geist geherrscht und gesiegt worden, als in unsern Tagen. Wir können indessen nicht glauben, daß Oestreich seine wahren Vortheile nicht begreifen, daß es nicht zu dem Gefühl und zu der Einsicht kommen sollte, daß es ohne Gemeinschaft mit der teutschen Bildung und ohne Mittheilung des teutschen Lichtes und Geistes endlich als ein fauler und seelenloser Klumpen da liegen und bei der ersten starken Erschütterung, wovor alle seine Friedseligkeit es doch nicht bewahren kann, fast schon vergessen und unbeklagt aus der Reihe der gebietenden und entscheidenden Staaten ausscheiden müsse.

Preussen.

Preussen ist durch große und kriegerische Könige und durch ein regsames, thätiges und tapferes Volk aus kleinen Anfängen zu einer bedeutenden Macht emporgewachsen, und hat diese Macht in langen und blutigen Kämpfen und Gefahren mit dem Schwerdt in der Hand zu erhalten gewußt. In dem allgemeinen Sturm der letzten Zeit, der so viel Großes und Mächtiges niederwarf und zertrümmerte, ward es auch schwer getroffen und niedergequetscht, und lag so zertreten und verblutet und von der Arglist und Wuth des unversöhnlichen Feindes umstrickt und belauert da, daß die meisten verzweifelten, es werde je wieder aufstehen. Doch sein König und seine muthigen Bewohner verzweifelten nicht, und bereiteten mitten in dem Verderben die Mittel vor, wodurch sie sich mit der Gunst des Glückes und mit der Gnade Gottes wieder erheben könnten. Diese Gunst und Gnade des Glückes und des Himmels kam in dem Jahre 1812. Als Bonapartens gewaltiges Kriegsheer durch Gottes Verhängniß und seine Verblendung in Rußland und Polen untergegangen war, da griffen die Preussen zu den Waffen, da wandten sie mit einer Hingebung und Begeisterung, die in der alten und neuen Geschichte wenig Beispiele hat, ihre letzten Kräfte daran, und standen gegen das Ende des Sommers des 1813ten Jahres wohlgerüstet, 300000 Mann

stark, unter den Waffen; und welche Krieger? Solche, die den Streit auf Tod und Leben gelobt hatten, die sich und dem Könige und Vaterlande den Schwur gethan hatten, nimmer wieder heimzukehren, sie bringen denn Ehre und Freiheit zurück. Und nicht diese allein, die ins Feld zogen, standen gerüstet und dem Siege und Tode verschworen, sondern auch alles Volk daheim, Greise und Männer, Weiber und Jungfrauen, ja selbst die Knaben athmeten nur Muth und Krieg, und arbeiteten und wirkten für den Krieg, entschlossen, wenn es auf das äusserste kommen sollte, mit ihren Brüdern und Freunden in die Schlachtreihen zu treten und den Feind zu bekämpfen. Und so haben diese preussischen Heere in Schlesien und in den Marken, in Sachsen und in Holland, am Rhein und in Frankreich gestritten, daß durch sie am meisten die Tyrannei und der Uebermuth der Franzosen gefällt und gebrochen und Teutschland von dem schändlichen Joche der Knechtschaft befreit ist. Der preussische Name ist durch ihre Siege und durch die Art, wie sie ihre Siege gebraucht haben, der größte und theuerste teutsche Name geworden. Sie haben zuerst das große Beispiel und dann den großen Stoß gegeben, sie haben sich in die brennendste und blutigste Gefahr gestürzt, ohne vorher nach dem zweifelhaften Ausgange zu fragen; sie haben den übrigen teutschen Fürsten den Muth gemacht, ein Gleiches zu wagen, doch ach! von wie wenigen kann man

sagen, daß sie freiwillig für das Vaterland das Schwerdt gezogen haben!

Preussen war durch die Großheit seiner Geschichte und durch den kriegerischen Geist, der seit dem großen Kurfürsten durch fünf Menschenalter fortgeerbt war, auch in seinem Falle noch stolz gewesen; es hatte nie den Gedanken aufgegeben, wieder aufzustehen und den jammervollen Schimpf abzuwaschen. Auch das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben und jene Beweglichkeit und Kühnheit, womit es sich einst selbst dem Verderben des Uebermuthes und Uebermaaßes der Ideen preisgegeben hatte, war von ihm bewahrt worden: es hatte den Muth, sich durch das zu heben, was es in einer gewissen Zeit verdorben zu haben geschienen hatte. Nicht in kleinlicher Feigheit und Verzagtheit wollte es die Lichter löschen, die einst gezündet und gebrannt und auch wohl Heiliges und Verehrliches in Schutt und Asche verwandelt hatten; sie sollten jetzt leuchten und wärmen. Als in ganz Teutschland eine erbärmliche Lichtscheu und auf Befehl des französischen Tyrannen auf jedes muthige Wort und jeden kühnen Gedanken eine scheußliche Jagd war, förderte Preussen, was von Wissenschaft und Kunst noch zu retten war, und nährte im Stillen die heilige Flamme; es setzte sich die hohe Aufgabe, die geächtete teutsche Art, Sitte und Kunst bei sich zu hegen und zu pflegen: als sie allenthalben verfolgt und geängstet wurden,

fanden sie eine Zuflucht in diesem Staate, den die meisten, die ihn nur aus der Ferne sahen und vernahmen, als einen untergegangenen betrachteten. Von diesem Geiste, den die preussische Regierung in so bedrängter und gefährlicher Zeit mit edler und freier teutscher Gesinnung und Würdigung genährt und geschirmt hatte, hat sie den reichen und gesegneten Lohn zurückerhalten: er hat ihr tausendfältige Früchte getragen. Aus ihm ist jener Stolz und jene Kraft gebohren, welche wie ein allbelebendes und alldurchflammendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrang: jene Begeisterung, welche wie ein Athem Gottes, der das Gefallene wieder erheben und das Erstarrte wieder beseelen wollte, die preussischen Heere entflammte und die übermüthigen Schaaren des Feindes zerschmetterte. Durch ihn sind die Preussen das Erstaunen und die Bewunderung ihrer Landsleute geworden. Preussen ist jetzt mächtig durch seine Geschichte, seine Menschen, und seine Lande; es ist noch mächtiger durch die Liebe und Meinung teutscher Menschen, und muß neben dieser größten geistigen Macht auch äusserlich noch größer gemacht werden, weil, wie die Sachen jetzt stehen, Teutschlands Sicherheit, Glück und Ruhm am meisten auf diesem Staate beruhen.

Da Oestreich als Schirmer und Gränzhüter an den Thoren des Reichs nicht mehr voran steht oder

wenigstens nicht bedeutend und mit aufdrückender und nachziehender Schwere voransteht, so muß der zweite mächtigste Staat des Vaterlandes mit der Stärke auf den Vorposten hingestellt werden, daß er sein hohes Amt auch gebührlich verwalten kann. Er muß, zum Verbinder und Halter von Nord-teutschland und Mittelteutschland berufen, an seinem eigentlichen Leibe, ich mögte sagen an seinem Rumpfe, vermehrt, er muß an Händen und Füßen gestärkt werden, damit er, zugleich stark und gewandt, mit der gehörigen Macht halten und mit der erforderlichen Geschwindigkeit sich bewegen und helfen könne. Den Rumpf Preussens nenne ich seine Mitte; seine Arme und Füße nenne ich seine östliche und westliche Gränze. Manche haben die Meinung, welche die gescheidten Teutschen Hoffnung nennen, der Rumpf werde durch das sogenannte Königreich Sachsen vermehrt werden, wiewohl viele kleinliche Menschen, welche das Große und Nothwendige immer aus dem engen Gesichtspunkte des Einzelnen und Zufälligen ansehen, die Vereinigung Sachsens mit Preussen und die Entthronung des Königs von Sachsen eine Sünde, ja wohl eine Unthat nennen, und dies den Preussen, welchen jene Teutsche die Liebe und Treue teutscher Herzen zu gewinnen suchen, gern zu Neid und Haß zu machen streben. Sie schreien, als wenn die Sachsen, welche ja Teutsche bleiben und mit den tapfersten und mächtigsten Teutschen verbunden wer-

den sollen, mit Kannibalen und Huronen in Gemeinschaft treten und ihrer Herrschaft unterworfen werden sollten; sie schreien, als wenn in dem Könige von Sachsen der unschuldigste, frömmste und gerechteste aller Herrscher unterdrückt werden sollte. Und doch hat dieser verblendete und den Vortheilen der Franzosen gegen sein Vaterland und dessen Glück und Ehre verkaufte und verschworne Mann sein Unglück tausendfach verdient; dieser Mann, der bis auf den letzten Augenblick mit dem Verderber und Unterjocher Teutschlands stand und mit ihm stehen und fallen wollte, und der keinen Glauben an sein Volk und an die Erlösung und Wiederherstellung desselben hatte, sondern bloß auf seine Königs- und Fürstentitel sah, die ihm mehr däuchten, als der teutsche Name; dieser Mann endlich, der Preussen gegenüber durch die Uebergabe seiner Festungen, Vorräthe und Heere an die Franzosen geradezu mit allen den Kräften, die ihm zu Gebote standen, auf Preussens Untergang hinarbeitete, welches er unter dem Schirm seines großen Protektors schon seit sechs Jahren auf das empörendste und ungerechteste verletzt und beleidiget hatte. Denen, welche für diesen König ein solches Geschrei erheben, lege ich bloß die einfache Frage vor: Wenn Bonaparte durch die Hülfe dieses Fürsten an der Elbe eine große Schlacht gewonnen hätte, ward dann das Haus Hohenzollern nicht von seinem Herrscherthrone gestürzt? wurden dann

die Preussen nicht ein unterjochtes und zersplittertes Volk? und dies durch die Mitwirkung des Königs Friedrich August, der auch von der Beute erhalten haben würde? Also — An Armen und Füßen muß Preussen vorzüglich gestärkt werden an unserer Westgränze, weil wir dort die schlimmsten Nachbarn haben: man stellt dem stärksten Feind nicht die schwächsten Streiter entgegen; Preussen muß an beiden Ufern des Rheins die gehörige Breite und Stärke bekommen, damit es durch die eignen Kräfte dort Halt habe, und in der Gefahr die Mittel habe, die seitwärts und hinterwärts liegenden Lande und Fürstenthümer mit heranziehen zu können: Preussen muß am Unterrhein und Mittelrhein die Schlüssel des Reichs halten, welche in den Händen schwächerer Fürsten, besonders solcher, deren schlechte und unteutsche Gesinnung sich leider bis auf diese jüngsten Tage noch immer offenbart, schlecht verwahrt seyn würden. Die Festungen Luxemburg, Jülich, Wesel, Mainz (das Thor der Straße aus Nordteutschland und Mittelteutschland über den Rhein) mit den zubehörigen Landen, müssen preussisch werden; die umliegenden Fürsten mit ihrer Kriegsmacht müssen unter Preussens Oberbefehl gestellt werden: bei Preussen muß das Aufgebot des Heerbanns stehen. Diese feste Macht, die durch neue Festungen noch fester wird, muß Preussen haben, damit es schirmen und erhalten könne. Es hat die Vermehrung

und Stärkung derselben vom teutschen Reiche aber auch wohl verdient; denn kein Land und kein Volk Teutschlands hat so Ungeheures und Ausserordentliches gethan und gelitten, keines hat so seine letzten Lebenskräfte angestrengt und aufgewandt, damit ihm selbst und den übrigen Teutschen in glücklicher Freiheit wohl seyn könne. Preussen kann auch als Entschädigung fordern, was man ihm schon aus freien Stücken anbieten muß, damit eine Macht sey, welche das Ganze zusammenhalten und schirmen könne.

Die Neider und Feinde der preussischen Größe, und auch alle diejenigen, welche Teutschland, damit sie wieder nach Gefallen damit spielen und es gelegentlich den Fremden in die Hände liefern könnten, zerrissen und zerstückelt, ohne sichern Halt und ohne einen festen Bindungspunkt, liegen lassen mögten, suchen häufig die gehäßige Meinung aufzustellen, Preussen sey eine Art nordischer Staat von Halbteutschen, die das ächte Teutsche und das wahre Teutschland kaum halb vernehmen und verstehen können; die schönsten und lieblichsten Blüthen des teutschen Lebens werden unter den Fäusten dieser kalten und engherzigen Halbbarbaren welken, und die ächte teutsche Art und Gediegenheit werde von ihnen mehr und mehr ausgelöscht und erstickt werden. Es ist nicht ganz unwahr, daß es eine Zeit gab, die aber gottlob nun eine vergangene Zeit heißt, wo Preussen häufig wie in einer Absonderung

und Trennung von dem teutschen Wesen erschien und wo deswegen in vielen teutschen Menschen eine Art Grauen vor den Fittichen und Klauen des preussischen Adlers lebte; aber von den Menschen, die den preussischen Staat bewohnen, hat man dies oft viel zu allgemein gesagt. Die Menschen des altpreussischen Staates sind fast alle gute und reine Teutsche, von edlem Stamm und von edler ächter Art: treu, redlich, gemüthlich, gastlich, fleißig und tapfer trotz irgend einer andern Völkerschaft des teutschen Namens. Durch den Himmel freilich, unter welchem sie wohnen, und durch den Geist ihrer Regierung mogten sie eine gewisse nordische Eigenthümlichkeit und Einseitigkeit haben, deren Tugenden und Mängel den Südteutschen wohl zuweilen als etwas ihnen Entgegengesetztes und Abstoßendes auffielen. Diese Eigenthümlichkeit und Einseitigkeit aber, die vormals wohl schroffer war als jetzt, ist in den letzten beiden Jahrzehenden, die in so vielen Dingen Riesenschritte gethan haben, sehr verwischt worden. Durch den neuen Geist der Zeit, welcher gewaltig treibt und oft kaum vernommen doch gewaltig wirkt; durch die Anerkennung des Bedürfnisses bei den Besseren, sich in allen Dingen der teutschen Art fest und fester anzuschliessen; durch den Stolz, in Kunst und Wissenschaft von andern Teutschen nicht besiegt zu werden; endlich durch das Unglück des letzten Jahrzehends, das allen Teutschen die Lehre gab, den einzelnen

Teutschen könne nicht wohl seyn, wenn das Ganze in Krankheit und Schmach danieder liege — dadurch sind die Preussen der jetzigen Zeit ganz andere Menschen, als die vor dreißig und zwanzig Jahren lebten. Sie haben das Gefühl bekommen, daß sie nichts sind und in der Weltgeschichte nichts bedeuten, wenn sie nicht Teutsche seyn wollen. Wenn nun Preussen in Westfalen und am Rheinstrom die Städte und Lande gewinnt, welche das Bedürfniß des Vaterlandes und die Wünsche der Guten und Einsichtigen ihm zutheilen, so durchläuft es in einer Länge von zweihundert teutschen Meilen fast die äusserste Länge des Volkes vom Norden nach dem Süden, und die Verschiedenheiten der einzelnen Länder und Völkerschaften, die Eigenthümlichkeiten, welche Verfassung, Religion, Gewerbe, und Himmel und Erde bei jedem einzelnen gebohren haben, werden von Jahr zu Jahr mehr in einander fliessen und sich ausgleichen und jene angeschuldigte preussische Schroffheit und nordische Einseitigkeit aufheben. Es wird ein Geist und eine Art entstehen, welche allen Teutschen im Süden und im Norden verwandt ist, und woran sie sich freudig und liebend schliessen können. Die unseligen Schranken, welche die Verbindung und Einigung teutscher Kraft und Herrlichkeit so lange gehemmt und zwischen denen, die sich von Natur als Brüder lieben sollten, wohl gar Feindschaft gestiftet haben, werden immer mehr niedergerissen werden.

Aber nicht allein als von der irdischen Macht hoffen die besseren und redlicheren Teutschen von Preussen das künftige Heil und die künftige Sicherheit, sondern sie hoffen von ihr noch mehr als von einer überirdischen Macht. Preussen ist die erhabene Bestimmung geworden, den Reigen des teutschen Geisterreichs anzuführen; Preussens König muß Germaniens Herkules Musagetes seyn, er muß die geistige Freiheit und Herrlichkeit des germanischen Volkes vor allen andern Königen und Fürsten vertreten, er muß die Majestät seiner Krone mit jenem überirdischen Glanze schmücken, der aus gewaltigen Ideen strahlender und unvergänglicher blüht, als alle Blüthen des blutigen Lorbeerkranzes, der auf Schlachtfeldern gewunden wird. Preussens Könige haben schon in früherer Zeit mit großherzigem Stolze die Geister frei erklärt, sie haben das Leben und Weben der himmlischen Strebungen und Gelüste, als über dem Gebiete des irdischen Scepters webend und wirkend, nie beschränken gewollt, und auch dadurch ist jener Muth und Stolz genährt und gekräftigt, der in den letzten Jahren von allen Teutschen bewundert und geliebt worden ist. Preussen ist seit fünfundsiebenzig Jahren Teutschlands Lichtträger und Lichtführer gewesen; es muß dieses Fürstenthum des Lichts, das herrlichste und mächtigste aller Fürstenthümer, auch künftig behaupten. Aus diesem heiligen Stolz, den es sich genommen, und aus dieser

schönen Pflicht, die es sich aufgelegt hat, ist ungefähr folgende die Aufgabe, die es lösen muß:

Preussen muß streben, vor ganz Teutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit zu stehen.

Es stiftet in allen Landen seines Gebietes freie ständische Verfassungen, wobei die alten Gebräuche und Gesetze, die Eigenthümlichkeiten eines jeden Landes und Stammes nach Möglichkeit geehrt und geschont werden. Man muß nicht klagen dürfen, daß Preussen ohne Noth etwas verwischt oder ausgelöscht habe, was teutschen Menschen an irgend einem Orte lieb war. Auch schafft nur das eine feste und kräftige Freiheit, was in natürlichem Triebe aus den Wurzeln einer jeden Landschaft und aus den Neigungen eines jeden Stammes erwachsen war. Die bloß papiernen Gesetze, womit in unsern Tagen genug gegaukelt wird, haben kein Leben; nur was aus der Nothwendigkeit von Himmel und Erde und aus den innersten Seelen der Menschen gebohren wird, das ist lebendig, das macht lebendig.

Es erklärt die vollkommenste Preßfreiheit: nur vor dem bürgerlichen Richter ist derjenige verantwortlich, welcher als ein boshafter Verleumder und Betrüger erfunden wird; alles Uebrige und auch die Misbräuche richte und bessere die Meinung, die so mächtig werden wird, daß sie die Frechheit und Bosheit, die sich etwa erkühnen wollen, zügeln kann.

Es fördert auf jede Weise teutsche Wissenschaft und Kunst und beschützt teutsche Art und Sprache, die durch fremden Einfluß und besonders durch Aefferei mit dem gleissenden und lügnerischen französischen Wesen so viel und so lange beeinträchtigt sind.

Es ist der Pfleger und Schirmer jeder Religion ohne Unterschied des Bekenntnisses; besonders richtet es in den neu erworbenen Landen die niedergetretene und geschändete alte Kirche wieder auf. Dies ist seine Pflicht, und dies gebietet zugleich die Klugheit; denn durch nichts wird es die Liebe der Menschen mehr gewinnen.

Es ordnet das Kriegswesen so, daß alle seine Männer die rüstigsten und schlagfertigsten sind, und daß doch der Krieg mit seinen Bildern in Friedenszeiten am wenigsten erscheine. So macht es ein Volk von Spartern, oder besser, es macht die alten gewaltigen Germanen wieder; aber es freut sich, daß seine Krieger tapfer sind wie die heidnischen Altvordern, und mild, wie Christen seyn sollen.

Wenn Preussen auf diese Weise sich hinstellt als den Förderer, Träger und Halter jeder teutschen Herrlichkeit und Tugend, als den unbestrittenen und unbeneideten Anführer jedes Schönen und Guten, so ist ihm selbst die lange Dauer der Macht gesichert, allen Teutschen aber ist eine Kraft gewiesen, woran sie sich halten, und eine Größe offen-

bart, unter deren Schirm sie fröhlich und sicher wohnen können. Wir müssen hoffen, daß Preussen seine hohe Rolle erkennen und den Ruf und die Meinung des Vaterlandes vernehmen werde, daß es den schönsten Kranz in seine funkelnde Krone flechten werde, den Kranz, der aus den unverwelklichen Blumen des Geistes und der Liebe geflochten wird.

Baiern.

Dieser Staat, den wir noch jüngst als den Haupturheber unsers Unglücks und als den eifrigsten Anhänger und Beförderer der fremden Tyrannei hassen mußten, tritt jetzt, nachdem er sich vor dem Volke kaum wieder ehrlich gemacht hat, mit einer so frechen Dreistigkeit und mit so übermüthigen Ansprüchen auf, als habe ihm vor allen andern Teutschland seine Rettung und Befreiung zu danken. Er ist gleich einer Hure, die einen schwachen Mann zur Heirath verlockt hat, und nun keck unter ehrliche Frauen tritt, als sey sie immer nur ihres Gleichen gewesen. Und doch sollte Baiern im Gefühl seiner unzähligen Sünden und Verbrechen gegen das teutsche Vaterland leise und demüthig auftreten, damit das Mitleid das Vergangene vergebe und vergesse; es sollte alle teutsche Mächte durch Blick und Stellung und Gebehrde anflehen: Wir fühlen wohl, daß wir nicht rein sind und

nicht stolz vor euch stehen können, aber vergebt uns, was wir verbrochen haben: wir wollen uns bessern; wir können keine Ansprüche machen auf Land und auf Vergrößerung, wir wollen nur Erhaltung, und unser künftiges Betragen soll euch bewähren, daß wir eure Begnadigung verdienten. Statt dessen fordert Baiern, wo es bitten, pocht es, wo es schweigen, trotzt es, wo es sich beugen sollte, und sein sogenannter Fürst-Feldmarschall Wrede, den wir durch seinen Prunk, seinen Uebermuth und seine Habsucht immer nur als einen französischen Marschall gekannt haben und durch die schlechte und schülerhafte Ordnung der Schlacht bei Hanau wahrlich nicht als einen Feldherrn haben kennen lernen, tritt wie der miles gloriosus des Plautus mit gewaltigen spanischen Schritten auf, und will es mit der Frechheit abmachen, und ein Franzose, Namens Eugen Beauharnois, strotzet ihm nach mit seinem französischen Gefolge, und deutet an, was wir von Baiern zu fürchten hätten, wenn man zu gnädig gegen dasselbe wäre. Diese Regierung, die beinahe zehen Jahre lang alles gethan hat, um Teutschland in die schändlichsten Fesseln zu schmieden, gebehrdet sich, als habe sie um das Reich die größten Verdienste, und mögte sich gern zu einer bedeutenden Macht hinauftrotzen, besonders indem ihr Wrede die Schlacht bei Hanau, die gar nichts entschied, als daß 8000 brave Teutsche die Opfer der Ungeschicklichkeit des Gene-

rals wurden, neben die Rettungsschlachten von der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz und von Leipzig setzt. Preussen hat es gethan, Preussen, und nicht Baiern — dies muß man denen, die das Volk verblenden und sich eine Ehre stehlen wollen, die ihnen nicht gebührt, entgegen rufen: Preussen hat durch die Tapferkeit und Festigkeit bei Lützen und Bautzen den Teutschen zuerst Muth und Vertrauen gegeben; es hat nachher an der Katzbach, bei Kulm, bei Nollendorf, bei Dennewitz, an der Wartburg, und bei Leipzig, und später auch bei Brienne und Laon den großen Kampf am meisten auskämpfen helfen. Das Ganze, was Baiern gethan hat, ist, daß es der Sache Teutschlands erst beitrat, als sie durch die Schlacht bei Leipzig schon gerettet war, und wahrlich, wie es in seiner Verkündigung an sein Volk vor der ganzen Welt bekannt hat, ungern und mit unteutscher Gesinnung beitrat, und daß es fünf Monate mit 25,000 bis 30,000 Mann gegen die Franzosen focht, nachdem es neun Jahre für sie gestritten hatte. Und nun stellt es sich mit unerhörter und beispielloser Unverschämtheit neben Preussen, welches mit allen seinen Kräften und mit 300,000 Mann den großen Streit am meisten ausgestritten hat, und thut, als wenn es eine Macht seines Ranges wäre, und als wenn es mit ihm auf gleicher Linie Entschädigung und Vergrößerung fordern könnte. Es wird dabei, wie verlautet, von Oestreich unterstützt, welches seine

eigenen Vortheile versäumt und verkennt und Preussen jetzt andere gegenüber stellen will, damit die Einigung teutscher Kräfte unter dem Schirm Einer Hauptmacht für die Zukunft unmöglich werde; da Teutschlands Wohl doch gebietet, daß Baiern wieder auf das Maaß gesetzt werde, worauf es im Jahr 1805 stand, ehe es für seine Verbrechen gegen das Vaterland von Bonaparten durch den Raub teutscher Lande vergrößert ward.

Gegen die Ansprüche Baierns und gegen seine Vergrößerung erklären sich alle wackere Teutsche aus vielen Gründen.

Der erste und wichtigste Grund ist: man muß in Teutschland keine Mächte des dritten Ranges machen, die nicht stark genug sind, auf eigenen Füßen zu stehen, sondern die zur Erhaltung und Mehrung ihrer Macht immer der Verführung ausgesetzt sind, sich gegen die wahren Vortheile des Reichs mit den Fremden zu verschwören. Diese verruchte Nothwendigkeit, die in einem solchen Streben liegt, hat Baiern schon über ein Jahrhundert geschichtlich bewährt.

Der zweite Grund ist: Baiern hat gar keine Verdienste um das Reich, worauf es Mehrung und Verherrlichung fordern kann; es hat mehr Strafe als Lohn verdient, und auch die Gerechtigkeit muß mitgewogen werden. Ist es denn nicht genug vergrößert worden, und zwar durch die Ungerechtigkeit, durch Bonaparte? ist es nicht schon um die Hälfte

stärker, als es im Jahr 1792 war? Und es wagt es, gegen Preussen immer die Rede zu führen von dem Stande vom Jahr 1792? gegen das Preussen, welches, wenn man seine Abtretungen rechnet, an Zahl seiner Bewohner jetzt wenig stärker werden wird, als es im Jahr 1806 war? O um diese kleinen Herren würde es schlimm stehen, wenn man sie auf den Stand von 1805 zurückbrächte, was doch nur Gerechtigkeit, ja, nach dem, was sie gesündigt haben, selbst Gnade wäre.

Der dritte Grund ist: Baiern hat weder in einer großen Geschichte noch in einem großen Volke noch in einer vorstrahlenden Bildung ein Anrecht darauf. Die eigentlichen Baiern sind freilich eine der kernhaftesten, treuesten und gediegensten teutschen Völkerschaften, aber sie liegen so mittelländisch und so ohne alle Lehne und Stütze auf der Ebene ausgegossen, ohne Küsten, ohne Gebirge, die herrschen, ohne Ströme, deren Hörner sie halten, ohne Naturfestungen, daß ihnen der Halt und die Festigkeit fehlt, worum ein großes Volk zusammenwachsen könnte. Was die Gewalt der letzten Jahre in Franken und Schwaben mit ihnen vereinigt hat, ist durch Liebe und Treue mit ihnen noch gar nicht zusammengewachsen. In ihrer geographischen Lage haben sie so wenig festen Kern, daß sie wie ein Brei zerplatzen und in die Luft sprützen müssen, wenn die beiden Mühlsteine Oestreich und Preussen sich von den Bergen auf sie herabwälzen.

Und solche gebehrden sich, als können sie ein großes Volk seyn?

Der vierte Grund, ein gewaltiger Grund, ist: die bairische Regierung ist ihrer ganzen Art und ihrem Streben und ihrer Neigung nach treulos und unteutsch. Willkühr und Gewalt, fremdartige Gesetze, Zerstörung alles teutschen Wesens und aller teutschen Einrichtungen, Verfolgung des Lichts, und aller Künste und Wissenschaften, die nur im Lichte gedeihen können, Furcht vor jeder Freiheit und Hochherzigkeit, ja Schrecken vor jedem teutschen Gefühl und Gedanken — das ist ihre jammervolle Ueberschrift. So lange ein Montgelas und das schändliche Gesindel, das unter ihm mitregiert, an der Spitze steht, ist sie allen Teutschen ein Abscheu und allen Franzosen eine Hoffnung, und selbst, wenn diese weggethan würden, würde sie in ihren Folgen und in den Früchten, die sie ausgesäet haben, doch lange verderblich nachwirken.

Denn was will dieser Montgelas? oder vielmehr, was will er nicht? Er will keine teutsche Eintracht, er zittert vor der teutschen Freiheit und Herrlichkeit; er will keine Stände, er will keine Preßfreiheit; er will den Namen teutsches Volk, teutsches Reich, teutsches Vaterland, teutsche Ehre nicht hören. Alle diese Dinge mit ihren hohen Klängen sind dem Bösewicht eine Pest, dessen Verbrechen durch sie entlarvt und dessen Größe durch sie gestürzt werden würde. Solche

lieben die Finsterniß und hassen das Licht, weil sie nur im Finstern ihr böses Wesen treiben können. Solche Minister, und so viele andere Minister und Räthe kleiner teutscher Höfe, deren böses Gewissen von ähnlichen Aengsten geschüttelt wird und die Stimme der öffentlichen Meinung fürchtet, mögten, nachdem ihr großer Protektor gefallen ist, seine schändlichen Einflüsse auf Teutschland doch verewigen und auf die gänzliche Zersplitterung und Zerreissung des unglücklichen Reiches hinarbeiten. Montgelas hat es nicht hehl, daß es ihm ein Unsinn däucht, Teutschland wieder zu einem ganzen germanischen Körper unter Gesetzen zu vereinigen; er meint, Teutschland könne mit zehen oder zwanzig unabhängigen und ohne alles feste gemeinsame Band für sich bestehenden Staaten sich eben so wohl befinden, als Italien. O das Wohlbefinden des unglücklichen Italiens seit 330 Jahren! ja man kann wohl in Thränen auch das rufen: o das Wohlbefinden des unglücklichen Teutschlands seit 200 Jahren! seitdem die meisten geglaubt haben, die einzelne Freiheit und Glückseligkeit wachse in dem Maaße, wie sie sich von dem Ganzen trennen und die Macht und Majestät des teutschen Kaisers verringern helfen! So wollen die Verruchten, die mit den Fremden alle Schande und allen Verrath der Hölle gegen das Vaterland gezettelt haben, die einzelnen teutschen Staaten wie schwimmende Inseln auf dem weiten Ocean des Zufalls treiben

lassen, damit sie ihre alten Zettelungen alsbald wieder beginnen und ein Land nach dem andern ihnen zuspielen können.

Nein nicht dieses Land, nach seinen natürlichen und geographischen Verhältnissen und den Vortheilen des teutschen Reichs und dem Sinn der bairischen Regierung, darf vergrößert werden; es muß in der Mitte hinter dem Walde bleiben, es muß, wenn es Teutschland wohl gehen soll, ein dienender und gehorchender Staat bleiben und kein gebietender und befehlender werden: Baiern darf gegen Westen nicht über den Spessart und Odenwald hinaus, und dieser Regierung, dieser despotischen, falschen und unteutschen Regierung darf man keine Kräfte in die Hände geben, die es sogleich zu unserm Verderben misbrauchen würde. Die Baiern verlangen die Rheinlande, sie verlangen das Hauptthor des Reichs, die Festung Mainz, sie verlangen Lande und Fürstenthümer, die umher liegen, unter ihr Panier gestellt, sie wollen als eine teutsche Hauptmacht gegen Frankreich auf den Vorposten stehen. O wir wären gut berathen und bewacht, wenn wir das geschehen liessen! wie würden sie mit den Franzosen gegen uns spielen und wie würden sie in diesen heiligsten Gegenden unserer Geschichte die letzten Spuren des Teutschen schänden und ausrotten! Darum darf dieses Unheil nicht geschehen, und wir hoffen zu Gott, der so viel für uns gethan hat, daß er ein Einsehen thun und die Herzen der

Herrscher in Wien so lenken wird, daß sie des Verderbens, das sie uns bereiten könnten, zu rechter Zeit inne werden.

Hannover, und die Engländer in Teutschland und Hannover.

Man liest in allen Zeitungen den Jubel der Hannoveraner, daß die königliche Staatskutsche und die hannoverschen acht weißen Schimmel aus London wieder in ihre Hauptstadt eingezogen sind. Leider scheint auch der ganze kleinliche Geist wieder eingezogen zu seyn, der dieses Land lange schon mehr als ein englisches denn als ein teutsches Land angesehen und gewogen hat. Viele Hannoveraner haben in Spanien und Portugal tapfer und herrlich für die Freiheit und Gerechtigkeit gefochten, und sind deswegen gelobt worden, und sollen auch hier von mir gelobt werden. Ich habe von diesen tapfern Jünglingen mehrere gesehen, ich habe mir eingebildet, diese, die in fernen Landen so große Begebenheiten und Thaten erlebt und mitgethan haben, diese, welchen der gewaltige Geist und die flammende Kraft gezeigt worden, die aus dem Stolz der Freiheit blühen, müssen mit Flammen geschwängert seyn wie mit einem edlen Samen, und diese Flammen aus brennenden Herzen auf ihr teutsches Vaterland ausgiessen; ich habe mir eingebildet, diese müssen für Teutschland und für die

teutsche Ehre und Herrlichkeit jetzt eine Gluth und einen Stolz in der Brust tragen, wovon alles Einzelne und Kleinliche sich abgelöst habe. O ich habe sie nicht so gefunden: England schien ihnen mehr am Herzen zu liegen als Teutschland, Hannover und die Wiederherstellung und Vergrößerung des alten hannoverschen Wesens schien ihre einzige und höchste Idee. Auch haben sich, als der nichtswürdige Hieronymus Bonaparte von seinem gestohlnen Thron verjagt ward, bei den Hannoveranern die edlen teutschen Aufwallungen nicht offenbart, die man erwartet hatte; sie haben wenig gethan und wenig bewaffnet für den heiligen Krieg, zu dessen Genossen sie durch die Leipziger Schlacht erhoben wurden, sondern haben statt aller Thaten auf ihren mächtigen König von England und auf ihre tapfern Landsleute in Spanien und Südfrankreich immer die Anweisung gegeben. Jetzt bereiten sie sich mit großer Freude, längs den Küsten der Nordsee einen eigenen hannoverschen Staat zu bilden und mit dem Namen Königreich für sich allein auch etwas zu bedeuten. Sie scheinen wie die meisten Teutschen, die durch Schaden nimmer klug werden wollen, alle Lehren vergessen zu haben, welche die letzten dreizehen Jahre ihnen mit so blutigen Buchstaben vorgedruckt haben, und meinen, daß die einzelne kleine Elendigkeit, die sie machen wollen, unter dem Schutz des doch immer fernen Englands allenfalls auch ohne Teutschland für sich bestehen

könne. Es klingt auch hier: Hannover vor Teutschland!

Wenn dieses hannoversche Königthum, und diese Wuth, auch hier einen neuen abgerundeten Staat zu machen, damit diejenigen, welche zum Wohl des Ganzen größer werden sollten, nicht größer werden können, nicht allein von den Engländern kommt, sondern, wie verlauten will, auch von teutschen Männern befördert und unterstützt wird, so werden diese Männer, die in thörigter Eitelkeit und Habsucht das Bedürfniß der Zeit verkennen und so ganz gegen die Vortheile des großen Vaterlandes und also auch gegen die Vortheile des eigenen Vaterlandes arbeiten, dem gerechten Tadel der Mitwelt und Nachwelt nicht entgehen; denn der Schimpf wird auf sie fallen entweder der Dummheit oder der Schlechtigkeit, weil sie in der größten Zeit der teutschen Geschichte, wo die Erfahrungen und Lehren der Jahrhunderte ausgebreitet vor uns liegen, sich von dem niedrigen Standpunkte des Eigennutzes und der Befangenheit nicht zu dem Großen und Ganzen erheben konnten. Meinten die Männer, welche die hannoverschen Geschäfte leiten, und welche Einfluß genug haben, um Englands Ansichten und Meinungen über Teutschland aufzuklären und Englands Politik in Hinsicht des festen Landes zu lenken, es redlich mit dem großen teutschen Vaterlande und könnten sie aus dem Augenblicklichen auch auf das Zukünf-

tige hinblicken, so mußten sie mit allen ihren Kräften gegenarbeiten, wenn es England einfiel, auch in Teutschland gleichsam eine Nebenmacht für sich begründen zu wollen; sie mußten nicht wollen, daß Hannover vergrößert würde als ein Staat für sich, sondern daß Hannover und die übrigen nordwestlichen Staaten Teutschlands an Preussen angeschlossen und unter Preussens Schirm und Oberbefehl im Kriege gestellt würden, weil nur so eine Kraft gebildet werden kann, die allen Stürmen, welche von Südwesten her gegen das Reich blasen können, gewachsen ist.

England ist oft von mir gepriesen worden wegen der herrlichen und stolzen Freiheit, die es bei sich behauptet, und wegen der glorreichen Kämpfe, womit es nun seit zwanzig Jahren für die allgemeine Freiheit Europas gestritten und ausgehalten hat. Ich werde die Engländer immer loben wegen ihrer Redlichkeit, Tapferkeit, Tüchtigkeit und Freiheitsliebe, worin sie die meisten Völker der Erde übertreffen; aber ich werde sie öffentlich schelten und anklagen, wenn sie gegen uns das Ungebührliche oder gar das Schlechte thun. Teutschland steht gegen England in einem ganz freien Verhältnisse; dieses hat keine Rechte und Forderungen gegen uns, worauf es pochen könnte; es steht nicht wie der Gläubiger gegen dem Schuldner, der auf Abrechnung fordern könnte, sondern wir stehen ihm gleich gegenüber. Teutschland hat lange Jahre für

England gearbeitet, und kaum ist ein Land in Europa, das ihm im Handel so reiche Früchte getragen hat. Später in den Kriegen gegen Frankreich hat England uns als Bundsgenossen Hülfsgelder bezahlt, weil wir nicht bloß für unsere Sache, sondern auch für seine Vortheile fochten. Daß wir, ihm an Freiheitssinn und an Geist verwandt, in der letzten traurigen Zeit, wo wir fast ein unterjochtes Volk heissen konnten, doch nie die Idee der Freiheit aufgaben, sondern in jeder Kunst und Wissenschaft mehr denn je für sie arbeiteten; daß wir endlich durch die gewaltigen Herzen und Arme unserer Krieger den französischen Koloß zerbrochen und auch England von unsäglichen Plagen und von nicht bloß geträumten Gefahren mit befreit haben, indem wir uns selbst befreieten, dafür wird es uns nie genug danken können, und alle kleine Nachrechnungen, die es in dieser und jener Hinsicht etwa noch machen könnte, sind dadurch mehr als genug abbezahlt. Es hat auch gar nichts an uns zu fordern. Die einzige gültige Forderung, die es an uns machen kann wegen seiner eigenen Sicherheit, ist, daß wir uns eine tüchtige und starke Verfassung geben, daß wir die Einheit und Macht in uns stiften, wodurch wir künftig jedem auswärtigen Feinde die Spitze bieten können. Denn so wir auf irgend eine Weise schwach und hinfällig werden, fällt auch das ganze feste Land in allen seinen politischen Verhältnissen zusammen, und auch die Eng-

länder müssen auf ihren Inseln die Wehen solches Unglücks und solcher Zerrüttung empfinden.

England tritt aber, wie es am Tage liegt, nicht edel unter uns auf, noch wie es dem edlen und freien Volke geziemt, das allen andern Völkern ein Beispiel der Gerechtigkeit und Mäßigkeit seyn sollte. Es offenbart eine kleinliche Politik des Eigennutzes und die Absicht, unsre Küsten und Ströme in seine Gewalt zu bringen, damit es uns mit seinen Waaren überschwemmen und unsern Handel und unsere Gewerbe vernichten kann. Der König von England als Kurfürst und Herzog von Braunschweig Lüneburg hat allerdings ein unbestreitbares Recht, in Teutschlands Angelegenheiten mitzusprechen; aber er sollte darin nur als Kurfürst von Hannover erscheinen und nicht die schwere Faust der brittischen Macht mit in die Wagschale legen wollen. Hannover als Hannover hat kein Recht auf Vergrößerung und Verherrlichung, weder politisch nach unseren und seinen eigenen Vortheilen, noch wirklich durch Thaten und Opfer, die es dem Ganzen gebracht hätte; es hat für unsere Erlösung viel weniger gethan, als kleinere teutsche Staaten, welche dafür keinen Zuwachs an Land weder fordern noch erhalten. Hannover vergrößert sich also nur durch Englands Einfluß, und — was das Schlimmste ist — es vergrößert sich nicht für Teutschland, sondern für England. So gewinnt England, unter dem Schein eines Rechts, auf

einem politischen Schleichwege, unter seine unmittelbare Aufsicht und Einfluß einen nicht unbedeutenden Staat, den es auch für schleichende Vortheile gebrauchen will. Holland und Belgien steht für's Erste fast ganz unter seinem Einfluß, was für den Augenblick wohl gut ist. Nun gelüstet es auch, alle Küsten und Ströme unserer Nordsee von Helgoland bis zum Dollart in seine Gewalt zu bringen, und es ist zu fürchten, daß es ihm gelingen werde: die Elbe, die Weser, die Ems soll ihm zugehören, in einem weiten Küstenlande will es englische Magazine anlegen, und von dort aus seinen Waarenvertrieb über ganz Teutschland ausbreiten. In der That ein feiner Plan, wo der schnödeste Eigennutz sich ganz offen zur Schau legt, so daß die immer noch zahlreichen Anhänger der Franzosen ein neues Recht gewinnen, das eben gestürzte System der französischen Schande und Gaunerei zu loben und den neuen Zustand, wenn er so gebraucht wird, herabzusetzen. Dies alles, daß jeder Fremde sich bei uns eindrängen und auf unsere Kosten an Macht und Reichthum gewinnen will, geschieht uns armen Teutschen auch nach so großen Thaten noch, weil wir die Einheit des Volkes und den Sinn und Stolz dieser Einheit zu sehr verloren haben. Wahrlich wir müssen von den Fremden noch viel zerarbeitet und gequetscht werden, bis wir die Macht und den Muth eines wahren Volks wieder gewinnen. Bitter aber müssen

die Engländer gescholten werden, daß sie, nachdem wir so viel für sie gethan haben, uns so schlecht danken wollen, daß sie ohne Scheu und Schaam unsere Küsten, die Küsten eines großen und mächtigen Volks, behandeln wollen, wie die Küsten von Nutkasund und Neuseeland, als wenn wir noch die alten Bärenhäuter und die unstät irrenden Jäger des Barbarenstandes wären. Weil wir so schwach und getheilt sind, darum wagt gegen uns jeder, was er sonst gegen keinen wagt. Spanien wahrlich, wenn irgend ein anderes europäisches Land, hat England unendlich viel zu verdanken; Spanien ist durch englisches Geld und durch englische Heere am meisten befreit und erlöst worden — und in Spanien steht kein englischer Fuß mehr noch untersteht er sich dort fußen zu wollen, ausser auf dem alten längst erworbenen Gibraltar. Warum haben die Engländer in Gallicien, Andalusien, Valencia und Katalonien nicht auch einige Städte und Festungen und Strommündungen besetzt behalten? Die Antwort ist: weil sie dies vor dem spanischen Stolze nicht durften. Gegen uns Teutsche und gegen unsere gutmüthige Geduld dürfen die Fremden und die Eigenen alles; uns helfen unsere eigenen Männer an die stolzen Kaufleute vertrödeln, und rühmen sich noch wohl, daß sie uns eine neue Herrlichkeit bringen.

Englands Politik ist hierin im höchsten Grade kleinlich und eigennützig, so wie es ungern sehen

würde, daß Teutschland zu der Herrlichkeit eines großen Volkes in Einheit des Befehls und der Macht gelangte, weil es bei dem Einzelnen und Getrennten die Aufmerksamkeit auf die wahren Vortheile des Volks und Vaterlandes nicht zu fürchten hat, die erwachen würde, sobald ganz Teutschland als eine große und einige Gesammtheit zusammenhielte. Es schielt, seitdem Frankreichs drohende Uebermacht zerfallen ist, nach uns wieder durch die Brille der Krämerei: unsere Ströme sollen seine Goldader, unsere Städte seine Waarenlager, unsere Kaufleute seine Zwischenhändler werden, unsre Fabriken und Manufakturen aber sollen in solcher Abhängigkeit vergehen. So schielt England jetzt auf Teutschland, so will es unsre Thaten und Anstrengungen belohnen.

Wenn die Hannoveraner uns sagen: Es ist gut für Teutschland, daß England mit einem starken Fuße unmittelbar auf dem festen Lande gegründet steht, weil es mit seiner Macht uns auch über das Meer her sogleich kräftig beispringen kann, sobald uns von aussen eine Gefahr droht, so antworten wir: Wir haben gesehen, wie England seit zehen Jahren seinem Hannover hat helfen können. Und wenn es ihm und uns in solchen Bedrängnissen auch immer helfen könnte, wir wollen die alte Unehre bei uns nicht verewigen, daß wir einer fremden Vormundschaft und Hülfe bedürftig sind. Die Engländer können jenseits des Meers ruhig sitzen

und nach Otahiti und Neuholland Kolonien schicken und an beiden Polen neue Inseln suchen, wenn sie uns nur nicht an einer kräftigen Verfassung hindern, ja wenn sie uns nur erlauben, daß wir uns selbst einrichten, wie es unsre Ehre und Sicherheit verlangt.

Wenn die Hannoveraner sagen: Der freie Geist der englischen Verfassung und Verwaltung wird auf Teutschland einen wohlthätigen Einfluß haben, so wollen wir ihnen das ungern ableugnen, weil wir diesen Geist ehren; aber wir wollen ihnen doch die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts zu Gemüthe führen, welches Hannover in ziemlich genauer Verbindung mit England gestanden hat und in welchem in Hannover doch nichts Freieres entstanden ist als eine fest abgeschlossene Adelsaristokratie, die eben auf die teutsche Verfassung nicht besonders eingewirkt und in die teutschen Herzen keine Funken, geschweige denn Flammen gehaucht hat. Auf jeden Fall, wenn das Englische auch beweglicher und lebendiger auf das Teutsche einwirkte, als es bei einem unedlen und geschlossenen Kastengeiste geschehen konnte, würde es trotz der ursprünglichen Verwandtschaft des englischen und teutschen Volkes manches in uns absetzen, was uns fremdartig wäre und was zu unserer Art und zu der Entwickelung und Verfassung, die aus dieser Art hervorgegangen ist oder hervorgehen wird, durchaus nicht paßte. Wir bitten und wünschen also recht

sehr, daß die Engländer uns nicht zu nah kommen noch zu nah auf uns wirken wollen; in der Ferne wollen wir sie uns gern gefallen lassen und sie als ein edles und wackeres Volk ehren; aus der Ferne sollen sie uns die Freiheit mit allen ihren Gütern und Herrlichkeiten zeigen, und was die Verfassung, welche unter der Zucht von Gesetzen steht, Schönes und Treffliches hervorbringt; sie sollen uns reitzen, daß wir die Freiheit und Gesetzlichkeit auch vor allen irdischen Gütern achten und begehren, aber wir wollen uns die Freiheit und Gesetzlichkeit auf unsere Weise machen und schaffen. Den teutschen Männern aber wissen wir schlechten Dank, die da meinen, etwas Großes für uns zu thun, wenn sie die Engländer unmittelbar mitten in unsere Angelegenheiten hineinsetzen und hineinmischen.

Wenn die Hannoveraner sagen: Die Engländer werden über die Lande, die in Teutschland unter ihrem Scepter stehen, Wohlstand und Reichthum verbreiten, so lassen wir das fürs erste dahingestellt seyn, weil wir die Folgen davon noch nicht sehen; aber ich meine, wir haben in unsern Tagen genug gelernt, was Wohlstand und Reichthum denn eigentlich bedeuten. Wir waren im Wohlstande, viele von uns auch im Reichthum in den Jahren 1794 und 1796; ja manche waren es noch in den Jahren 1800 und 1804; aber wohin sind unsre Schätze geflogen? Reichthümer sind wenig werth, wenn man in der festen Macht des

Staates nicht die Sicherheit und Bürgschaft ihres Besitzes hat; sie sind überhaupt nichts werth, wenn die Menschen dadurch den großen Tugenden entfremdet werden, die ihrem Volke angehören sollen; wenn sie nie die hohen Gefühle des großen Vaterlandes und seiner Ehre und Herrlichkeit empfinden, sondern mit kleinlichen Trieben und Gedanken gleich andern Thieren auf der Erde kriechen und grasen. Das kann uns nicht erfreulich seyn, wenn wir an den künftigen Hannoveranern das erleben, was wir an den jetzigen erlebt haben, und was wir über kurz und lang an allen teutschen Landen erleben müssen, welche fremden Herren dienen. Haben in diesem heiligen Kriege die braven Holsteiner unter dänischen Fahnen nicht traurig genug gegen uns und gegen sich selbst streiten müssen? haben die Hannoveraner nicht größtentheils still gesessen und nur auf ihren König von England hingesehen? und werden sie, durch fremde Grundsätze, Gewerbe und Neigungen immer mehr von uns abgezogen, in Zeiten der Noth und Gefahr nicht wieder als eine todte Masse da liegen, die gegen alles Geschrei des teutschen Vaterlandes starr und unbeweglich bleibt, bis etwa der König von England sie einmal anrührt und ruft: Ich bin da, der König? Und — was freilich jetzt nicht nahe scheint — können die politischen Weltverhältnisse sich nicht so wunderbar durch einander treiben und verwirren, daß dieser König von England gar einmal als Feind Teutsch-

lands oder wenigstens als Feind seiner bedeutendsten Mächte auftreten kann? Wie steht es da um uns? nicht wahr, da haben unsre englisirenden und hannoverisirenden Landsleute uns einen großen Dienst gethan, daß sie ein fremdes Volk bei uns so mächtig gemacht haben?

Kurz wenn man dies alles nicht aus dem Standpunkte des Kleinen und Augenblicklichen, sondern aus dem Standpunkte des Großen und Bleibenden betrachtet, wenn man nicht auf Hannover und auf den Vortheil und Ehrgeitz einiger hannoverschen Familien, sondern auf die Macht und den Ruhm von Teutschland, dessen Genossen und Unterthanen auch sie seyn sollen, und auf das künftige Wohl und Weh unsers gemeinsamen Vaterlandes sieht, so ist dieses hannoverisch-englische Wesen und Treiben eben keine erfreuliche Erscheinung. Das Schlimmste aber für das Ganze ist das, daß England, um seine eigenen ungebührlichen Ansprüche und Eingriffe in Teutschland zu beschönigen, anderen teutschen Staaten, die gleich unstatthafte Begierden und Forderungen haben, vielleicht Aehnliches erlauben wird. So zieht die eine Schlechtigkeit immer die andere groß, und das große Werk, wofür so viele Teutsche gebetet, gearbeitet und geblutet haben, das Werk der Einigung und Kräftigung des Vaterlandes, wird eher gehindert als befördert. Wir bekommen immer mehr neue und fremde Bestandtheile in uns, welche

uns verwirren und schwächen, da wir doch hofften, wir könnten grade durch die Entwickelung dieser großen Zeit vieler fremden Mächte, die über teutsche Landschaften eine ungebührliche und gemeinschädliche Herrschaft üben, los werden. Den hannoverschen Edelmann, der nach wohl behauptetem Herkommen im erblichen Besitz aller ersten Würden und Aemter des Landes war, mag es freuen, daß er seinen Titeln nun noch das Wörtlein königlich anhängen kann, und daß die Majestät seines Königs wie ein kaum sichtbarer Schatten ihn aus der Ferne beschimmert, daß der Thron in Hannover beinahe das ist, was Bonaparte einmal gesagt haben soll, schlechtes Holz mit Sammet beschlagen, und daß der König nur als eine Idee auf ihm in der Luft schwebt; uns kann es wenig freuen, wenn man darüber auch das große Vaterland, Teutschland, ohne feste Säulen jedem künftigen Sturm wieder faßlich und erschütterlich in der Luft schweben und treiben läßt. Gott aber wird alle diejenigen strafen, wenigstens mit Schimpf und Spott bei der Nachwelt strafen, welche über den einzelnen Vortheilen und Eitelkeiten das Große und Gemeinsame unsers Volkes versäumen und hintansetzen.

Holland und Belgien.

Da es geschienen hat, als habe Oestreich mit seinen Besitzungen auf germanischem Boden nicht

wieder bis an die Küsten des Meeres vorschreiten wollen, so kann man die Politik Englands nur loben, welche Holland und Belgien mit einander verbunden hat, vorausgesetzt, daß es diese Lande zuerst nur anordnen und einrichten hilft, und die selbstständige Regierung dann dem Manne überlassen will, der sich jetzt souverainer Fürst der Niederlande nennt und der durch die Tugenden und Großthaten seiner Vorfahren, der Nassaue, wohl ein Anrecht hat, vor vielen andern in diesen Landen zu herrschen. Holland und Belgien, so verbunden, kann als eine Vormauer Teutschlands gegen Frankreich angesehen werden, nicht stark genug, daß es für sich bestehen könne, sondern auf der einen Seite an England, auf der andern an Teutschland gelehnt: also immer in der Nothwendigkeit, die Freundschaft dieser Nachbarn zu erhalten. Kaum ist indessen dieser kleine Staat entstanden, so klingen auch schon die Stimmen und beweisen uns die Schreiber, er könne für sich mit seinem gegenwärtigen Umfange nicht selbständig seyn, und selbständig wolle er einmal seyn; es sey also nothwendig, daß man ihm den größten Theil der rheinischen Lande jenseits des Rheins nebst den Städten und Festungen übergebe und mit ihm vereinige, und die hohen Herrscher und teutschen Fürsten werden gegen diese billige Forderung wohl nichts haben. Es ist zu hoffen, daß die hohen Herrscher und teutschen Fürsten recht viel dawider

haben werden, besonders weil für Entschädigungen, welche manche teutsche Staaten mit Recht fordern können, der Stoff ganz ausgehen würde, wenn man den ersten besten Forderer hie eine Fetze und dort eine Fetze von den Reichslanden abreissen liesse. Auch das ganze teutsche Volk hat viel dawider, und ich spreche in Folgendem ungefähr seine Ansichten und Gefühle aus:

Jene herrlichen Lande und Städte, welche man den Belgiern und Holländern so bescheiden zutheilen will, gehören mit zu dem trefflichsten und heiligsten Kern des teutschen Volks, und man würde eine unverzeihliche Sünde begehen, wenn man sie vom Reiche ablösen und entteutschen liesse. Freilich würde diese Ablösung und Entteutschung nicht so schlimm seyn, als unter den Franzosen; doch würde manches sich ganz anders gestalten und entwickeln, als unter einer ächt teutschen Regierung. Denn die Holländer haben durch die lange Trennung vom teutschen Reiche und durch ihre von den übrigen Teutschen ganz abgehende Thätigkeit und Gewerbe doch einen eigenthümlichen und in manchen Beziehungen den Teutschen fremdartigen Karakter erhalten, und die Belgier sind zum Theil auch mit ungermanischen Stoffen gemischt. Nicht also teutsche Lande muß man mit diesem neuen Staate verbinden, sondern, da er einst eine teutsche Landschaft war und, geographisch und politisch betrachtet, nur ein Aussenwerk Teutschlands ist, so

muß er als ein Theil des großen germanischen Körpers in den germanischen Bund gezogen, in Sitte und Art allmählig wieder mehr verteutscht, und durch die ganze teutsche Kraft, der er sich anschließt, gegen Frankreichs Uebergewicht gestärkt werden. Uebrigens ist es, wenn man solche Zumuthungen und Forderungen auch der Schwächsten an Teutschland bedenkt, ein demüthigender Gedanke, daß wir, einst das mächtigste Reich der Christenheit, und, wenn wir in Treue und Ehre zusammenhalten wollten, noch das mächtigste Reich, einem jeden zum Raube bereit zu liegen scheinen. Meint nicht der Däne, nachdem er so feindselig gegen uns gehandelt, die Hansestädte Hamburg und Lübeck, die er den Franzosen zur Plünderung und Zerstörung überantwortet hat, und andere teutsche Lande als Beute und Entschädigung davon zu tragen? und haben die Schweitzer, diese faulen und nichtigen Zuschauer des großen Kampfes für die Freiheit, diese immer noch eifrigen Diener und Söldner der Franzosen, ihren Sendeboten nach Wien nicht aufgetragen, anzuklopfen, und umzutasten, ob die Stadt Konstanz am Bodensee mit den umliegenden Orten nicht zur Abründung zu gewinnen sey? Armes Germanien, so wirst du Starke und Unmündige von den Kleinsten verhöhnt!

Frankreich.

Von den Franzosen können wir sagen, wie vom Gott Jehovah in der Bibel gesagt wird: Sie werden seyn, die sie gewesen sind, sie werden gegen Teutschland und gegen Teutschlands Freiheit und Ehre nie etwas Anderes seyn als hinterlistige und auflauernde Feinde. Sie sind uns zu einer Plage gesetzt, damit wir nicht faul werden noch unsere Kriegsübungen und Tugenden vergessen. Viele behaupten zwar, es sey von ihnen für das erste nichts zu fürchten; aber diese kennen weder die Bedeutung der Zeit noch den Karakter und die Stimmung des Volks und die Stimmung der Regierenden. Die Franzosen werden Teutschland nie vergessen, sie werden es nie verschmerzen, daß sie so schöne Lande, die sie zum Theil durch Tapferkeit, mehr aber durch Hinterlist und Treulosigkeit erworben hatten, in zwei Feldzügen verloren haben, und daß sie nicht mehr mit unvergleichlichen Siegen noch mit dem Namen große Nation prahlen können. Sie schnauben Wuth und Rache, weil sie sich gegeisselt und gedemüthigt fühlen: aber sie sind leider nicht nach Verdienst gegeisselt und gedemüthigt: man hat sie nicht in die Lage gesetzt, daß sie aus Ohnmacht und Erschöpfung still sitzen müssen; man hat ihnen die Mittel und Kräfte gelassen, daß sie bald wieder Krieg anfangen können. Freilich be-

dürfen die Burbonen, um sich und die Ihrigen wieder ein wenig zu befestigen und einzurichten, der Ruhe; für sie könnte ein Krieg ein großes Wagstück seyn, weil er die wilden Kräfte entfesseln würde, die sich eben sowohl gegen sie selbst als gegen den Feind wenden könnten. Aber auf der andern Seite, da ein paar hunderttausend Beamte, Officiere, Zöllner, Spione, und anderes Gesindel, welches die fremden Völker geschändet und geschunden hat, und welches gewohnt war vom Raube zu leben, ohne glänzende Versorgung und Anstellung und also erklärte Feinde der gegenwärtigen Regierung Frankreichs sind, könnte ein Krieg, zumal wenn er glücklich geführt würde, für sie ein Ableiter und Besänftiger der Mißvergnügten werden, und sie könnte grade durch ihn mehr Festigkeit und Achtung gewinnen. Ueberhaupt kann man bei dem verhüllten Spiel der Partheien in Frankreich und bei den hin und her wechselnden Bewegungen schwerlich sehen und vorhersagen, was in diesem unruhigen Lande, wo noch so viele Keime des Bösen im Finstern brüten, in den nächsten Jahren alles geschehen kann. Denn viele Strafen erwarten die Franzosen noch, und sie haben für ihre Sünden und Verbrechen noch nicht abgebüßt; diese Strafen werden um so gewisser über sie kommen, da sie ihre Verbrechen und Gräuel gegen die ganze europäische Menschheit immer noch nicht eingestehen wollen. Sie pochen noch auf das

Böse, sie wollen den furchtbaren Gott, den Rächer und Vergelter noch nicht erkennen. Dies hört man von ihren Großsprechern Chateaubriant und Carnot an bis auf den elendesten Sackträger oder Krüppel, der bei Saragossa, Moskau, oder Leipzig mitgewesen ist.

Daß übrigens die Franzosen uns noch keinen Augenblick vergessen haben, sondern gegen uns die wachsten und thätigsten sind, und mit ihren verruchten Helfershelfern in Teutschland immer noch ein böses Spiel der Finsterniß treiben, davon sehen wir in manchen Gegenden und an manchen Höfen des Vaterlandes die zu traurigen Zeichen. Wir können auch erwarten, daß sie in Wien alle Lügenkünste, worin sie so gewandt sind, gebrauchen werden, diejenigen teutschen Mächte und fremden Herrscher, von welchen die Wiederherstellung des Vaterlandes ausgehen sollte, mit einander zu entzweien und alle verschiedene Vortheile so in einander zu schieben und zu verwirren, daß sie, von dem wahren Punkt, worauf es ankommt, abgeleitet, in Nebendingen und Nebenrücksichten bestrickt und festgehalten, und so gegen einander gestellt und in einander verwickelt werden, daß Teutschland in einer Vereinzelung und Zerspaltung seiner Kräfte liegen bleibt, die ihnen verspricht, daß sie mit uns bald wieder das alte Spiel beginnen können. Daß es ihnen unter den teutschen Fürsten, Ministern und Räthen nicht an

Helfern und Hehlern ihrer Diebsschliche fehlen wird, wer kann daran zweifeln, der Gelegenheit hatte, sich ein wenig umzuschauen und umzuhorchen?

Wenn es nun einmal wieder zu einem Kriege mit den Franzosen kommen sollte, oder wenn die Franzosen gar unter dem gleißenden Titel, die teutsche Freiheit und die gekränkten Rechte und Ansprüche einzelner teutscher Fürsten zu beschützen und sich der Unterdrückten anzunehmen, unsere Gränzen betreten sollten, dann wird vieles offenbar werden und manche Weissagung erfüllt werden, dann wird der große Gerichtstag Teutschlands kommen, und die Schaafe werden sich von den Böcken sondern. Wer, unter welchem Titel es sey, sich mit Frankreich verbündet und Frankreich um Hülfe anschreiet, der meint Tückisches und Verrätherisches gegen Teutschland, der ist wie das Schaaf, das dem Wolf die Hürde öffnet; er werde friedlos erklärt über das ganze teutsche Reich, und nimmer möge seine Acht versöhnt werden. Was mit Frankreich in Teutschland oder gegen Teutschland stehen will, das finde bei den Herrschern und dem Volke nimmer Erbarmen noch Begnadigung, sondern habe alle teutsche Rechte und Ehren verwirkt auf immer! Der große Prüfungstag und Scheidungstag wird kommen, vielleicht ist er nicht so fern als viele glauben; o möchten dann alle Teutsche rein erfunden werden! Doch es hoffe jeder Redliche, daß die künftigen

Jahre die Schlacken von dem reinen Metall sondern werden.

Rußland.

Viele, vorzüglich solche, in welchen und hinter welchen die Franzosen stecken, schreien jetzt über Rußland, und wittern von dorther Gefahren in einer Politik und einer Uebermacht, wie wir sie die letzten Jahrzehende von Frankreich gefühlt haben; sie schreien über Rußland, als habe es uns nichts als Unheil gebracht und werde uns nichts als Unheil bringen. Sie scheinen schon vergessen zu haben, oder vielmehr es ist ihnen ein Aerger, daß es Rußland war, das mit seinen siegreichen Geschwadern über die Weichsel, Oder und Elbe daherbrausete und uns die Hoffnung und den Muth gab, das schändliche Joch der wälschen Tyrannei zu zerbrechen. Diese Aengsten wegen Rußlands sind aber in vielen Hinsichten grundlos und leer. Sie sind grundlos in Hinsicht des persönlichen Karakters des jetzigen Kaisers von Rußland, der von Teutschland auch keinen Fingerbreit Land begehrt, und der gottlob die kleinliche Politik so vieler teutschen Fürsten nicht hat, das Land verwirrt und unverbunden liegen zu lassen, damit das boshafte Katzenspiel einer hinterlistigen Politik immer einen weiten Spielraum habe, auf welchem sie sich auf unsere Kosten tummeln könne. Sie

sind leer in Hinsicht der Anlagen und der Bildung der Russen. Diese sind noch nicht so weit, daß sie uns gleich den Franzosen bearbeiten und bestricken können; sie haben vielleicht die Künste, um zu erobern, aber noch nicht genug die Künste, um festzuhalten. Drittens hindert sie ihre geographische Lage, so weit nach Westen hin mit dem größten Nachdruck zu wirken, zumal da ihre Volksmenge auf so ungeheurer Weite der Lande zerstreut wohnt. Wenn wir auf eine irgend verständige Weise eingerichtet und gerüstet sind, so können wir denen, die zweihundert und dreihundert Meilen weit herziehen, allenthalben mit solcher Menschenmasse begegnen, daß sie von dem thörigten Unterfangen, von uns erobern zu wollen, ablassen müssen. Viertens hindert sie ihr Verhältniß zu andern Nachbarn. Wollte Rußland wirklich im Ernst auf unsere Verkleinerung denken, so könnten wir dagegen bald Bundsgenossen aufstellen, die ihm fürchterlich genug seyn würden. Die Türken im Süden sind noch gar nicht verächtlich; das Glück gebe ihnen nur einmal einen rechten Führer, der ihrer ganz Herr werden und sie mit ihrer Begeisterung anblasen kann, und wir werden sehen, was sie sind. Die jetzt mit Norwegen verbundenen Schweden wachsen jedes Jahrzehend an Volksmenge, und die herrliche skandinavische Kraft lassen Himmel und Erde nicht verfaulen; sie werden auf der Ostsee eine gewaltige Seemacht; sie werden ihr

verlornes Finnland sobald noch nicht vergessen, und jede Gunst der Gelegenheit ergreifen, es den Russen wieder abzugewinnen. Auch mit den Polen ist es noch lange nicht so sicher, als viele sich einbilden: nicht leicht giebt ein unterdrücktes Volk den Gedanken an Wiederherstellung auf. Rußland hat sie vielleicht noch ein Jahrhundert mehr zu bewachen, als daß es wirkliche Hülfe und Stärkung seiner Macht durch sie gewinnen könnte. — Doch glaube ich nicht, daß Rußland, wenn es sich selbst und seine Linie nicht überschreitet, und da hinaus will, wohin es nicht soll, in einer mißlichen Lage ist. Rußland bei seiner ungeheuren Ausdehnung hat mehr als alle andere Staaten Ursache, die Bedeutung des Wörtleins erobern wohl zu bedenken; die Russen sind mehr als alle andere Völker dem Verderben ausgesetzt, das die Geschichte so häufig zeigt und wodurch sie doch so selten jemand gewarnt hat, daß sie, indem sie andere unterjochen wollen, sich selbst unterjochen. Wer hätte die Franzosen in der Lage, worin sie im April dieses Jahrs waren, von einem ähnlichen Unglück retten wollen, wenn bei den Siegern nicht Gnade für Recht gewaltet hätte? Für Rußland ist gegenwärtig eine solche Gefahr am kaspischen und schwarzen Meere; die Verführung, weiter zu dringen und sich im schönen Süden zu ergehen, ist lockend, aber tausend Sirenen und Alcinen und mehr als Ein Kapua drohen dort zu fangen und

zu verderben. Die Russen müssen sich hüten, die Linie zu überschreiten. Thörigt ist es, daß sie über den Kaukasus hinaus wollen; thörigt, daß sie nach Süden über den Dnestr vordringen, daß sie wohl gar auf Konstantinopel schauen. Wahrlich Konstantinopel wäre ihr sicherster Untergang; diese Stadt würde durch ihren Naturreitz und durch ihre Lage eine Ableiterin und Verschlingerin der russischen Kräfte werden, sie würde ihnen allen Mittelpunkt rauben. Zum Glück für die Russen ist bei den politischen Weltverhältnissen Konstantinopel keine so leichte Beute, als viele sich einbilden. Auch im Westen könnten die Russen bei einem thörigten Vorstreben ein oder anderes Konstantinopel finden. Ueberhaupt ist Rußland ein Koloß, der sich mehr zusammenziehen als ausdehnen muß; es ist aus losem Gestein aufgebaut und muß durch die Zusammenziehung sein Leichtes und Bröcklichtes in schweren und harten Granit zu verwandeln suchen.

Kurz wenn das russische Kabinett die Geschichte und das Bedürfniß und die Nothwendigkeit des Landes und Volkes befragt, so ist der russische Strom mehr einzudämmen als auszugiessen. Rußland sollte auf keine Eroberungen nach aussen denken; es sollte darauf denken, wie es sein eigenes ungeheures Reich erst wirklich den wilden Kräften der Natur und der rohen Unhuld der Barbarei aberoberte. Auch nach dem großen Peter sind

da noch Arbeiten für viele Jahrhunderte. Jemehr Rußland sich in sich selbst zusammenzieht und seine Menschen und sein Land bildet und entwildert, desto mächtiger wird es. Es braucht draussen keine Millionen untreuer und immer zum Abfall geneigter Sklaven zu unterjochen und zu beherrschen; es kann durch kluge und verständige Einrichtungen, durch Urbarmachung der noch unbezwungenen Erde, durch Schiffbarmachung der Ströme, durch Grabung von Kanälen, durch allmälige Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Stiftung eines freien Bürgergesetzes für die Städte noch Jahrhunderte hindurch viele Millionen neuer Unterthanen erschaffen, die durch ruhige Zeugung der Zeit, und nicht durch die gewaltsame Völkerehe, welche Eroberung heißt, entstehen. Freilich die geographische Lage Rußlands ist für die höchste bürgerliche und menschliche Bildung und Entwickelung nicht die vortheilhafteste, weil es der Küsten und Meere, dieser Wiegen aller Bildung, zu sehr mangelt, und weil es vom Osten her von dem eisigen und vereisenden Hauch einer fürchterlichen Barbarei angeweht wird; aber doch kann ein Herrscher, welcher den edlen Ehrgeiz hat, der Theseus und Numa und Herkules Musagetes des Volkes zu werden, noch den herrlichsten Kranz der Unsterblichkeit um seine Stirn flechten. Dahin, Alexander, wann dein Schwerdt Europa befriedet hat, dahin! und keine Stimmen eroberter Sklaven werden an

deinem Grabe heulen und fluchen, sondern segnende Millionen deiner rechten Kinder werden den Vater des Vaterlandes beweinen.

Italien, Polen, die Türkei.

Diejenigen, welche uns verkleinern und unser ächtes wahres Volk, teutsche Lande und Menschen, von uns abreissen wollen, die Franzosen und die Französischgesinnten in Teutschland, welche gleich diebischen und schleichenden Ratten unsre Gränze im Westen benagen wollen, weisen den teutschen Herrschern, damit sie sich um den Westen nicht kümmern sollen, die Entschädigung immer auf den Süden und Osten an: damit sie unsern Kern auffressen können, sollen wir uns an den leeren Schalen anderer Völker die Zähne zerbeissen. Da wird uns gewöhnlich Italien, Polen, die Türkei gezeigt, als von welchen man ungestraft nehmen könne. Diejenigen, welche sich von einer solchen Gleißnerei verführen lassen, sind eben so ungerecht als dumm. Es sollte endlich der Grundsatz als ein ewiger und unverletzlicher ausgesprochen werden, daß es schändlich ist, fremde Länder und Völker beherrschen zu wollen, welche genug Macht und eine solche geographische Umgränzung haben, daß sie als eigene und unabhängige Völker für sich bestehen können. Das Recht, welches der Teutsche für sich will, soll er auch für den Italiäner und Polen wollen: er soll

sich nichts nehmen lassen, aber er soll auch andern nichts nehmen. Dumm ist eine solche Erwerbung, weil sie das Ungleiche und Unverträgliche unnatürlich verbindet und auch in das Erobervolk streitende und mishellende Triebe und Strebungen bringt, die seine ächte Bildung stören und misleiten; dumm ist sie auch deswegen, weil die Eroberten gegen ihre Unterdrücker Haß und Rache athmen, auf jedes Unglück ihrer Dränger als auf eine Hoffnung ihrer Erlösung lauern, zu keinem Unternehmen, das sie mit ihnen gemeinschaftlich ausführen müssen, Geist und Muth mitbringen, und in der That mehr eine Schwächung als Stärkung ihrer Macht sind.

Italien hätte jetzt nach so großen Bedrängnissen, Erschütterungen und Umwälzungen mehr Ein Staat und Ein Reich werden können, als es im Jahr 1792 wär; die größte Masse seiner Lande hätte zu einem Königreiche vereinigt, die übrigen kleinen Fürstenthümer hätten unter die Oberherrschaft dieses Reichs gestellt, und auch der Pabst mit seinen Landen hätte in dieses System gebührend mit eingeflochten werden können. Kann man es den braven und erleuchteten Männern des italischen Volkes verdenken, daß sie die Sehnsucht nach einem freien Vaterlande und den Stolz eines eigenen Namens fühlen? daß sie mit Sträuben dem Hause Oestreich und andern fremden Mächten dienen? Kann man es überhaupt einem Volke verdenken,

das von Gott mit allen Zuthaten zu einem eigenen Volke ausgestattet ist, wenn es lechzt, sich an der eigenen Sonne zu sonnen und zu entfalten? Müssen wir nicht an den Spruch des Evangeliums denken: Was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thut ihr ihnen auch? müssen wir Teutsche nicht vor allen andern für die Italiäner den großen Wunsch haben, welche in so vielen Beziehungen seit drei Jahrhunderten unsre Schicksalsgenossen und Unglücksgefährten sind? Theile und herrsche! diesen kaiserlichen Spruch rufen die andern Völker sich über uns beide zu; wir aber müssen immer an die Einheit denken.

Auch für die Polen hat die Welt Wünsche, wie für alle Unglückliche. Rußland, von welchem ihr Schicksal am meisten abhängt, wird vielleicht endlich einsehen, daß es vortheilhafter für dasselbe ist, an den Polen freie Nachbarn, als tückische und bei jeder Verlegenheit und jedem Unglück des russischen Reichs auflaurende und in die Fersen beissende Knechte zu haben; es wird vielleicht einsehen, daß nur die nothwendigen und unentbehrlichen Erwerbe nützlich sind, daß aber jedes unstäte Hinausschweifen über die Linie Schwäche und Verderben bringt. Aber es wird keine leichte Aufgabe seyn, aus einem so verdorbenen, leichtsinnigen und ungehorsamen Volke, als die Polen seit Jahrhunderten sind, wieder etwas Edles und Freies zu erzeugen, das die Selbständigkeit nicht bloß empfangen, sondern auch be-

wahren könne. Durch den Geist der Knechtschaft, der Unbeständigkeit und des Ungehorsams sind die vor drei Jahrhunderten noch sehr mächtigen Polen das geworden, was sie jetzt sind. Diesem Volke ist das Unglück widerfahren, daß es sich in seiner Erniedrigung über niemand beklagen kann als über sich selbst. Wer keinem Eigenen gehorchen will, der muß Fremden dienen; wer keinem Gesetze gehorchen will, der muß der Peitsche gehorchen: diese Lehre ist so alt als die Welt. Unkundige, welche Polen und Rußland nicht gesehen haben, verwechseln das Verhältniß des polnischen Edelmanns zu seinem Leibeigenen so häufig mit dem Verhältniß des russischen Edelmanns zu dem seinigen. In Hinsicht des Rechts, oder vielmehr des Unrechts, kann man eine große Aehnlichkeit darin nicht verkennen; aber das Gemüth der Menschen bringt die größten Unterschiede hervor. Der russische Edelmann ist gegen seine Unterthanen viel gütiger, menschlicher und gewissenhafter als der polnische; viele russische Magnaten sind stolz darauf, daß sie viele reiche Bauern haben: es ist in manchen Landschaften fast ein patriarchalisches Verhältniß, wie vormals das des schottischen Lairds zu seinem Clan. Der polnische Edelmann hingegen ist meistens der wahre Leibherr seiner Leute, die er wie ein sklavisches Bettlergeschlecht behandelt; so wie der polnische Adel und das Volk auch wirklich der Gestalt und Bildung nach aus zwei ganz verschiedenen

Stämmen zu bestehen scheinen, von welchen der erste den zweiten unterjocht hat. Will dieser leichtsinnige, wilde, verschwenderische und grausame Adel nicht menschlich werden und das ganz entwürdigte und zertretene Volk allmälig zu lichten Gefühlen und Gedanken erheben, so werden die Polen immer nur aus einem Getümmel in das andere und aus einer Knechtschaft in die andere fallen.

Von den Türken habe ich einmal irgendwo gesagt, daß sie keine so leichte Beute seyn werden, als man sich einbildet, besonders wenn das Daseyn ihres Reichs gefährdet werden und das Schwerdt der Ungläubigen ihnen an die Seele ihres Glaubens kommen sollte. Und ich denke, es kann fürs erste bei jener Behauptung bleiben.

Dänemark.

Wenn wir Dänemarks letzte Sünden gegen Teutschland und gegen seine Nachbarn, die Hansestädte und Mecklenburg, auch vergeben und vergessen wollen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß der König von Dänemark große und herrliche teutsche Lande beherrscht und daß das kleine Königreich Dänemark nur durch diese Lande seit dem funfzehnten Jahrhundert etwas geworden ist: ihre Stärke machte die Herzoge von Schleßwig und Holstein zu Königen von Dänemark. Die Nachkommen dieser Könige haben das vergessen: sie beherrschen

von ihren Inseln aus die teutschen Menschen gleich Dänen, die kein Gesetz haben, als den Willen ihres Königs. Wir wissen, was in den letzten Zeiten in Holstein geschehen ist, daß alle Verfassung aufgehoben ist, daß man das teutsche Volk mit Gewalt hat verdänen wollen, daß überhaupt mit einer Eigenmacht verfahren ist, die sich nie und nirgends geziemt, am wenigsten bei so kleiner Macht, als ein König von Dänemark drein zu setzen hat. Wir wollen nur daran erinnern, daß der König von Dänemark angehalten werden muß, Männer und Schirmgenossen des teutschen Reichs nach Gesetzen zu regieren und nicht als unterworfene Sklaven zu behandeln. Auch hier klingt wieder die Klage, daß das einzelne Teutsche so oft ungestraft gemishandelt werden darf, weil das Ganze der Macht und Einheit mangelt, welche beschützen sollte.

Schluß.

Dies sind die Verhältnisse, Ansichten, Sorgen und Hoffnungen der Gegenwart, wie sie mir und vielen andern Teutschen erscheint. Vielleicht lenkt und richtet der gnädige Gott, der sich uns in den letzten Jahren so vielfältiglich offenbart hat, alles besser, als es sterblichen Augen erscheint; vielleicht steigt aus dem, was uns jetzt oft nur Verwirrung und Zwietracht däucht, eine glänzende Geburt der Zeit hervor, die alle unsere Aengsten beruhigt.

Wenn aber auch geschehen sollte, was unsere Feinde wünschen; wenn Teutschland ohne ein festes Band, das die Gleichgültigen und Bösen im Nothfall auch zusammenzwingen könnte, zerrissen und zerspaltet liegen bleiben sollte; wenn aus dem Kongresse zu Wien auch etwa fünf große sogenannte souveraine Kugeln und mehrere kleine Nebenkugeln als ihre Planeten herausrollen sollten, die ihrer Natur nach ewig gegen einander treiben und sich stoßen und abstoßen müssen; und wenn unsre bösen Nachbarn dadurch wieder den Reitz und die Gelegenheit bekämen, ihr altes Kugelspiel mit dem teutschen Reiche wieder von vorn zu beginnen — so dürfen wir doch nicht verzweifeln. Wahrlich wenn wir rechte Männer sind, wenn wir recht lebendig fühlen, was das teutsche Volk ist und was es werden kann, wenn wir ganz Teutschland immer als den Hauptpunkt im Auge und im Herzen behalten, so werden alle Listen und Entwürfe unserer Neider und Feinde ihnen selbst zum Verderben und uns zum Heil gereichen. Der teutsche Adler hat seine Fittiche geschwungen in diesen Tagen so klangvoll und so mächtig, daß die Welt davon erstaunt ist; und doch waren diese Fittiche von dem Schmutz und dem Druck der letzten Jahre noch belastet und gelähmt. Anders wird ihr Klingen seyn in den künftigen Tagen. Uns ist die große Aufgabe geworden, uns, die wir durch Bildung und Wissenschaft die Wächter und Warner der Fürsten und des Volks seyn

sollen, die Geister, welche sich so freudig und muthig gezeigt haben, lebendig zu erhalten, die heiligen Flammen zu nähren, die unsern Plagern als Todesboten geleuchtet haben. Wir müssen die Gefühle und die Gedanken bewahren, ohne welche das Vaterland nicht bestehen kann, besonders jenes höchste Gefühl, daß ohne Eintracht und Gemeinschaft aller Teutschen kein Glück und keine Ehre möglich ist; wir müssen die große Idee von Kaiser und Reich nimmer untergehen lassen in teutschen Herzen, wir müssen den unsichtbaren Kaiser predigen von Geschlecht zu Geschlecht, bis daß er kommt. Wie sehr die verschiedenen Herrschaften, die andere Vortheile zu haben meinen als das Reich, und die alle einzeln für sich gern etwas Besonderes seyn wollen, uns aus einander reissen, so sehr müssen wir uns zusammenschliessen und zusammenbinden. O wenn nur erst in den teutschen Herzen die Einheit gemacht ist, wenn nur des teutschen Mannes Hand erst verflucht ist, der gegen sein Vaterland unter fremden Fahnen auszieht, wenn nur der Fürst erst geächtet ist, der mit den Fremden gegen Teutschland zettelt, dann sind wir dem Ziele nah, dann sind wir auf dem Punkt, ein großes mächtiges Volk zu werden, und dann wollen wir Gott bitten, daß er uns Mäßigkeit und Demuth gebe zum Glücke.

2.

Die Schweitzer, Holländer und Elsasser.

Das Unglück der letzten zwanzig Jahre, durch welche wir wie durch ein läuterndes Fegefeuer haben gehen müssen, hatte bei dem teutschen Volke Gefühle und Erinnerungen wieder erweckt, welche manche unselige Geschlechter hindurch verdumpft und gleichsam von dem Leichenmoder der Jahrhunderte bedeckt und verschüttet gewesen waren. Endlich war Gott selbst zu den Völkern herabgestiegen und hatte ihnen mit der Begeisterung seiner Kraft das Schwerdt des Glaubens und der Freiheit in die Hand gethan, und die bösen Listen und Tücken der wälschen Tyrannei waren zerstoben, und in ihrem eigenen Lande und in ihrer eigenen Hauptstadt mußten die jüngst noch so übermüthigen die siegreichen Heere der verbündeten Völker um Vergebung anflehen; und wirklich erlangten sie, daß man mehr gnädig als gerecht mit ihnen verfuhr. Bei dieser großen Entwickelung der Dinge aus bitterem Unglück und aus brennender Schande zu Freiheit und Glorie hatte Gott auch das den Völkern gegeben, daß sie wieder klar sahen, worauf es in irdischen

und politischen Dingen ankommt: die Schrecken und Wahne waren verschwunden, und aus den ausserordentlichen Begebenheiten und herrlichen Thaten blitzten mit dem gewaltigen Geiste, der alle ergriffen hatte, auch eine Klarheit und ein Verstand auf, die jüngst nur wenige erhellt hatten. So ist es; wann die Geburt eines neuen Zeitalters sich bereitet, erscheint gewöhnlich in allen, auch in den Kleinsten und Geringsten des Volkes, ein Streben, eine Beweglichkeit, eine Lebendigkeit und eine Fähigkeit, zu vernehmen und zu deuten, die man fast eine Prophetengabe nennen mögte: ein kleineres Bild der großen Wellenbrandungen und Erdbeben, welche als die Gewalt Gottes selbst oder als das Verhängniß des Zeitalters, worin man eben lebt, mehr äusserlich gewahrt und empfunden werden. Dies erschien auch bei den Teutschen auf eine wunderbare Weise. Dieses herrliche Volk hatte durch unselige Verhältnisse und Schicksale seit Jahrhunderten allen gemeinsamen Sinn und Karakter mehr und mehr verloren, und schien vielen endlich als eine Art Judenvolk, gleichsam als ein welthistorisches Opfer für andere, aus der Geschichte verschwinden zu sollen, als Gott vom Himmel darein sah und ihm eine Freudigkeit und eine Begeisterung gab, welche die alte fast verschollene Herrlichkeit des germanischen Namens wieder in Glanz erweckt hat. So wie das Gewaltige gewagt und vollbracht ward, verstanden sie

auch wieder die großen und einfachen Grundsätze, wodurch das Gewaltige nur gewonnen und er- halten werden kann. Denen, die jüngst noch so betäubt und benebelt waren, die in politischen Ansichten und Urtheilen gleich einem Schiffe auf wildem Meer ohne Steuer und Kompaß umher- getrieben wurden, war plötzlich alles erhellt; mit der großen That erschien der große Rath, mit der großen Kühnheit die große Klarheit: sie wußten, was das Vaterland zu seiner Sicherheit und zu seinem Ruhm bedurfte. Diese Richtigkeit politi- schen Sinnes und politischer Ansicht offenbarte sich in allem, in den meisten Schriften, die erschie- nen, auch in den schlechtesten und mittelmäßigsten, und in den Stimmen, die man auf den Jahrmärk- ten und Gassen, und auf den Theatern und in den Häusern der Menschen einzeln vernehmen und abhören konnte; sie offenbarte sich vorzüglich auf- fallend bei der Frage, welche denn eigentlich die rechten Gränzen des teutschen Volkes seyen? Wahrlich hätte das teutsche Volk in Paris über den Frieden zu entscheiden gehabt, die seit Jahr- hunderten zerrissenen Glieder des teutschen Landes wären wieder zusammengelesen und zu einem neuen lebendigen Leibe gefügt worden.

So wie der Leib eines jeden lebendigen We- sens den nothwendigen vollen Inhalt aller seiner Theile verlangt, wenn ihm wohl seyn, und wenn er die Bedingungen des äusseren und inneren Da-

seyns erfüllen soll, eben so verlangt das ein Volk. Jedes Volk, das als solches in der Geschichte auftritt, hat seine unerlaßliche Nothwendigkeit, die es erstreben muß. Kann es dieselbe nicht erstreben, so bleibt es in Art und Bildung unvollkommen, seine Entwickelung stockt nach allen Seiten, und, ohne je das Gefühl großer Wonne und unsterblichen Ruhms gehabt zu haben, muß es endlich als ein unfertiger Krüppel aus der Weltgeschichte scheiden und Tüchtigeren und Glücklicheren Platz machen. Wann ein Volk beginnt, liegen seines Leibes Glieder gewöhnlich noch einzeln umher; es muß sie zusammenlesen und verbinden. Läßt es sorglos und unachtsam irgend einen Theil liegen und von andern entwenden, so kann es gewiß seyn, daß die Zeit kommen wird, wo es den Mangel der Ganzheit seiner Organisation bitter empfinden wird. Ich will hiemit sagen: **ein Volk soll nach seinen natürlichen Gränzen streben.** Auch das will ich hiebei erinnern, daß ein Volk, welches diese natürlichen Gränzen überstrebt, und Theile, die andern gehören, in seinen Leib einfügt, mit dem Zuviel fast noch unglücklicher ist, als mit dem Zuwenig: es wird gar häufig zusammengewachsenen Zwillingen gleich, die mit vier Armen und vier Beinen weniger können, als der Einzelne mit zweien; denn die zwei Seelen, die in ihnen leben, wollen immer etwas Verschiedenes und bewegen die Glieder in Zwie-

tracht. Ich will sagen: ein solches Volk wird auch von zwei verschiedenen, ja oft feindseligen Seelen bewegt. Was natürliche Gränzen eines Volks seyen, darüber ist viel hin und her gestritten worden, und diese Frage wird sich durch bloße Worte und Erläuterungen und Erklärungen nie so klar und genau beantworten und bestimmen lassen, daß nicht ferner gestritten würde. Denn auch selbst das äussere Leben und was in ihm und in der Geschichte als Erfahrung der Jahrtausende gegeben ist, wird nicht mit den bloßen Augen begriffen und mit der bloßen Klügelei und Klauberei der Begriffe abgemarkt und in seinen Bestandtheilen geschieden, sondern ohne innere Deutung und inneres Verständniß des Gemüthes wird sein Inhalt für die Klügler und Dünkler eine öde Wüste, die von Gemeinplätzen wimmelt, oder ein leeres und alltägliches Einerlei, woraus die jämmerliche Wahrheit herausspringt: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne; das Meiste in der Welt ist zufällig, und könnte so seyn und könnte anders seyn. Ich meine hier mit der inneren Deutung und dem inneren Verständnisse auch der äusseren Dinge nichts anders, als daß man nur im großen Sinn die Geschichte fassen und ungefähr zeigen kann, was denn der gesunde und frische Leib, der vollkommene und kräftige Bau eines ganzen und fertigen Volkes ist.

Die Erde hat in ihren Welttheilen gewisse geschiedene Gebiete, die meistens von Gebirgen und Meeren abgemarkt werden. Diese Gebiete bilden mit ihren Inseln, Küsten und Stromzügen die bestimmten und abgemarkten Bestandtheile eines eigenen Lebens und einer eigenthümlichen Thätigkeit; d. h. sie schliessen sich als eigenthümliche Ganze mit gegebener Verschiedenheit von andern benachbarten Gebieten aus. Wie gesagt, Gebirge, Meere, auch Küsten machen die Scheiden der Völker. Durch solche natürliche Scheiden, die gewöhnlich auch Wetterscheiden und Gewerbscheiden sind, werden auch die Neigungen, Sitten, Geschäfte und Sprachen der verschiedenen Völker geschieden, welche die also abgegränzten Gebiete bewohnen. Denn selbst wenn die nächsten Verwandten aus einerlei Stamm solche einzelne Gebiete neben einander einnehmen, wird die Verschiedenartigkeit der Gebiete mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten und mit anderen nothwendigen und zufälligen Einwirkungen im Ablauf der Jahrhunderte in Anlagen, Neigungen und Strebungen und auch in der früher so ganz gleichen Sprache eine mannigfaltige Verschiedenheit hervorbringen. Ueberschreitungen der von der Natur eingetheilten Gebiete von dem einen oder andern Volke bringen Gebrechen und Zwietrachten in das Gemüth und in die Bildung des Volks, das solche Sünde begeht, und haben in der Weltgeschichte oft jene

Kriege veranlaßt, welche Unterjochungskriege oder Ausrottungskriege genannt werden. Die Gebiete selbst aber, welche man Völkergebiete nennen könnte, sind von der Natur sehr verschieden eingetheilt, so daß einige eine größere und vollkommnere, andere eine geringere und unvollkommnere, einige aber fast gar keine Entwickelung der menschlichen Kräfte und Anlagen zulassen. Wenn auf einem besonderen Gebiete verschiedene Völker wohnen, so wird gewöhnlich gerungen, welches dieser Völker im Herrscherbesitz des Gebietes bleiben soll. Hat ein fremdes Volk sich nur in ein Gebiet eingedrängt und hemmt und erschwert es die Bewegung und Entwickelung des in dem Gebiete herrschenden Volkes, so entsteht ein Krieg, wo der Beschädigte das Seinige wieder zu gewinnen und den fremden Theil von sich auszustoßen sucht: so wie ein Leib, damit er wieder frisch werde, selbst durch Geschwüre fremde Bestandtheile von sich absondert. Dieses Streben der Völker, ihren Leib ganz zu machen, sich denselben in allen Theilen fertig zu machen und die Frische und Ganzheit desselben zu erhalten, beurkundet die Geschichte auf allen Seiten ihrer Blätter. Es ist dieses Streben aber selten ein klar verstandenes, sondern meistens ein dunkeles, ein angebohrner Trieb, den jedes Lebendige zur Vollendung seines Daseyns und Entwickelung seiner Fähigkeiten hat. — So kämpften ältestens die Israeliten mit den

Aegyptern, Syrern und Philistern: sie erlangten ihr Gebiet nicht, und selbst das Meiste, was ihr kriegerischer König David davon schon gewonnen hatte, verloren sie nach ihm wieder durch Zerspaltung, und gingen endlich gar unter, weil sie versäumt hatten, zu rechter Zeit das Nothwendige zu thun. Es war aber das natürliche Gebiet der Kinder Israel Edom und Palästina und Syrien bis an die Gränzen Ciliciens oder bis zur cilicischen Pforte des Taurus und bis an die Wüsten Arabiens und Mesopotamiens. — So kämpften die Griechen mit den Persern, die in ihr Gebiet eingedrungen waren, um das Daseyn und um die Herrschaft. Es war aber das von der Natur eingetheilte Gebiet, worauf die Hellenen sich angesiedelt hatten, gegen Norden begränzt von den Bergen Illyriens, Macedoniens und Thraciens und von dem schwarzen Meere, gegen Osten von dem Strom Halys, gegen Süden von dem cilicischen Thore des Taurus und den Inseln Rhodus und Kreta, und gegen Westen von dem ionischen (adriatischen) Meere; Italien und Sicilien, wovon sie auch einen großen Theil besetzt hatten, gehörten nicht nothwendig zu diesem Gebiete. Byzanz (Konstantinopel) war dieses Gebietes Hauptschlüssel; die Insel Korcyra (Korfu), eine Festung an der Landzunge des Peloponnesus (Athen? Korinth?), einige feste Plätze auf Rhodus, Kreta und in dem cilicischen Taurus waren die Neben-

schlüssel. Ganz konnte der griechische Leib nie seine volle Entwickelung, und seine volle Bildung konnte das griechische Volk nie gewinnen, wenn z. B. Byzanz und Kleinasien mit seinen Küsten und Inseln in fremder Gewalt waren. Daher die gewaltigen Kämpfe mit den Perserkaisern. — Die latinischen Römer in ihren ersten sechs Jahrhunderten stritten um ihr Gebührliches, sie lasen die Glieder ihres Leibes zusammen, damit es ein kräftiger und gesunder Leib würde: sie mußten die Karthager aus Sicilien und Sardinien vertreiben, sie mußten die Gallier in Oberitalien verdrängen, oder ihnen unterwerfen. Bis an das Vorgebirge Lilibäum und bis an die Alpen des Var und der Etsch ward für das Gerechte gekämpft. Später kämpften sie um das Ungerechte und Fremde, und gingen unter, weil sie das Maaß überschritten. — Auch die neuen Völker haben in ihren Anfängen nud auch noch in den späteren Zeiten auf dieselbe Weise um ihr Gebiet mit einander gerungen. So rang Spanien mit einem fremden Volke, bis es im sechszehnten Jahrhunderte ganz ward, wiewohl Portugal noch immer als ein fremder Höcker auf ihm liegt: denn es hält seine größten Ströme an den Hörnern; so Frankreich mit England, das sich jenseits des Meers ungebührlich eindrängen wollte, und mit seinen eigenen Magnaten und Baronen fast bis zur selbigen Zeit; so rang England mit Schottland, bis sie im Anfange des siebenzehnten

Jahrhunderts verbunden wurden; so hat der skandinavische Norden gerungen und wird ringen, bis er seine Bestandtheile zu Einem Leibe vereinigt hat; so rangen die Germanen mit den Galliern, ihren Nachbarn, und später mit Franzosen, Slaven, Avaren und Magyaren, bis sie ihr Gebiet fertig hatten. Seit drei Jahrhunderten hat der Franzose sich mit Listen und Gewaltstreichen in ihren Gränzen festgesetzt, und einzelne Theile von ihnen haben sich eigenmächtig abgesondert, so daß der teutsche Leib an seinen südwestlichen und westlichen Gränzen schon lange krank gewesen ist. Diese Krankheit ist leider schon lange gefühlt worden, aber die Klage und der Jammer darüber ist erst in unsern Tagen laut geworden. Ein Theil des Landes, welches die Alpen und der Jura umschliessen, und ein Theil des Flußgebiets, welches aus den Vogesen und Ardennen gegen Norden und Nordwesten durch teutsche Lande dem Rheinstrom zueilt, ist in unteutscher Gewalt, und die völlige Bewegung und Entwickelung des teutschen Leibes ist auf dieser Seite gestört und des Landes und Volkes Ehre und Sicherheit gefährdet.

Daß diesem so sey, hat alles Volk seit zwei Jahren männiglich begriffen, und Teutschland wird nicht ganz noch sicher seyn, bis Frankreich den ungebührlichen Raub herausgeben muß und bis die Schweitzer und Holländer sich dem teutschen Leibe wider anschliessen, ohne welchen sie nicht bestehen

können und von welchem sie sich einst, unglücklich genug für sie und für Teutschland, losgerissen und entfremdet haben. Wir unterhalten uns einige Augenblicke über diese unsere wichtigste Angelegenheit, und werfen über die jetzigen Verhältnisse und über den Zustand jener teutschen Völkerschaften einige flüchtige Bemerkungen hin.

Wie Frankreich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, mit ihrem Gebiet hinterrückisch überfallen und vom Reiche gerissen, auf welche Weise es viele Städte und Festungen Belgiens, das Elsaß und Lothringen gewonnen, wie es mitten im Frieden Straßburg (die Burg der süd-teutschen Straße, *) wie eine alte Kronik sagt) und die übrigen freien Reichsstädte im Elsaß treulos überrumpelt und besetzt und nimmer herausgegeben hat, ist wohl oft schon gesagt, kann aber nie genug gesagt werden. Denn wie die Franzosen immer noch meinen, daß der teutsche Rhein und Teutschlands schönste Lande und mit ihnen die Herrschaft über Germaniens Fürsten ihnen von Rechts wegen zukomme, so müssen die Teutschen der Pflicht gemahnt werden, die ihnen obliegt, ihre ächten teutschen Brüder und ihre rechten teutschen Gränzen, die ihnen von Gottes und Natur und Rechts wegen gehören, einst wieder

---

*) Straßburg ist sie genannt, weil sie Burg der Straße seyn sollte.

mit dem heiligen Reiche zu verbinden. Zugleich müssen sie, damit der edle Zorn und die hehre Kraft, die jetzt in ihnen erwacht sind, sich nicht wieder zu Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit einschläfern und abstumpfen, erinnert werden, daß die ältesten und heiligsten Orte ihrer Geschichte durch diese Franzosen, die sich so gern die Muster und Bildner der Welt nennen, fast keine Denkmäler mehr haben, daß viele teutsche Städte, Festen, Schlösser, Kunstwerke, und so viele andere Herrlichkeiten und Heiligthümer des teutschen Namens durch diese zierlichen und mordbrennerischen Vandalen, welche uns Barbaren nennen, aber nie etwas Gleiches haben schaffen können, seit mehreren Jahrhunderten in Staub und Asche liegen. Wahrlich, die Zeit wird kommen und muß kommen, wo sie vor dem Namen Teutsche zittern werden, wie die Gallier einst vor den Germanen zitterten.

Das französische Uebel, wodurch wir innerhalb unserer Gränzen krank und nicht ganz sind, fühlen wir am empfindlichsten durch die Abreissung des teutschen Lothringens längs der Saar, mehr noch durch die Abreissung des Elsasses vom Reiche. Dieses schöne und reiche Land zwischen den Vogesen und dem Rhein übertrifft fast alle teutsche Lande an Segen und Fruchtbarkeit. Was die Natur dem Menschen Schönes und Erfreuliches geben kann, hat es im Ueberfluß, und dazu die goldene Ader des Rheins, die ringsum Leben und

Gedeihen ausgießt. Das Volk, von welchem dieses vortreffliche Land bewohnt wird, ist ein ächt teutsches Volk und gehört zu den reisigsten und stattlichsten Stämmen desselben. Es ist wie wenige teutsche Stämme stark, schön, tapfer, arbeitsam, ausdauernd, erfinderisch, das Eigene festhaltend und das Fremde verschmähend. Es sind mehr als 170 Jahre (seit Bernhard von Weimars Tode), daß das Land von den Franzosen besetzt ist; es sind 135 Jahre, daß Straßburg und die andern freien Städte weggenommen wurden — und noch steht das Teutsche im Elsaß unverloschen und unbezwungen da. Derb, ernst und tüchtig steht der Elsasser dem leichten und schlüpfrigen Franzosen gegenüber, und behauptet hartnäckig seine Art und die Ehre des edlen Ursprungs. So ist in den Dörfern und Wäldern nicht bloß der Bauer, welchen die Natur selbst und die Einfachheit seiner Lebensweise leichter bei dem Alten und Herkommlichen erhält; so ist gottlob noch der größte Theil der Bürger in den Städten, und selbst in der Hauptstadt des Landes, in Straßburg, wo der Unkundige das fremde Verderben am meisten eingeschlichen glaubt. Nur Kolmar und einige andere Städte des Oberelsasses mögten hievon eine traurige Ausnahme machen. Ich bin diesen Sommer in Straßburg gewesen, und muß bekennen, daß ich es mir nicht gedacht hatte, wie ich es fand. Wahrlich mitten in Teutschland kann man viele Städte finden, welche an Menschen und Art

ein französischeres Ansehen haben, als Straßburg und die Seinigen. Häuser, Lebensart, Tracht, Gebehrde auf der einen Seite so altteutsch, als wenn man zwei drei Jahrhunderte zurückversetzt würde, während auf der andern Seite französische Nichtigkeit und wälscher Leichtsinn tändelt und gaukelt. Fest in sich geschlossen behauptet sich das Teutsche so, daß viele Familien sind, welche von Geschlecht zu Geschlecht nie einen Franzosen über die Schwelle gelassen noch in die Gemeinschaft des Tisches und der Gesellschaft aufgenommen haben: sie werden ermahnt durch die Sitten und Weisen ihrer Väter, durch die Art und Gebehrde der alten herrlichen Stadt, und durch jenen Münster, dessen gleichen nie aus dem Gemüthe eines Wälschen geboren ist. Was mehr von dem Französischen ergriffen ist und das Gift desselben auch auf das übrige Volk hinüber vermittelt, das sind die sogenannten Gebildeten, aus welchen die Gelehrten, die Beamten und Officiere hervorgehen. Diese mußten der Nothwendigkeit der Verhältnisse, des Reitzes irdischer Vortheile, und der Eitelkeit wegen mehr mit den Fremden ausgeglichen und zu ihnen hinübergezogen werden, und unter diesen findet man also viele jenes jammervollen Zwittergeschlechts, welches der Art und Bildung nach weder rein französisch noch rein teutsch ist. Doch muß den Elsassern im Allgemeinen zum Lobe nachgesagt werden, daß sie unter der Herrschaft des fremden

Volkes das Vaterländische und Eigenthümliche bewahrt und erhalten haben, wie wenige teutsche Stämme an ihrer Statt gethan haben würden, und daß sie selbst in den letzten gefährlichen Zeiten in ihren öffentlichen Einrichtungen und Anstalten das Ordentliche, Tüchtige und Gründliche, das einem Volke germanischen Ursprungs geziemt, zu retten gesucht haben.

Die Elsasser sind vielfältiglich beschuldigt worden, sie seyen in dem letzten großen Kampfe für Frankreich und Napoleon eifriger und gegen die Teutschen tückischer und auffätziger gewesen, als die Franzosen selbst. Dies kann wahr seyn, und beweist gegen sie unmittelbar das nicht, was ihre Tadler meinen, daß es beweisen soll. Denn erstlich hatte man ihnen nie und nirgends gesagt, daß sie wieder Teutschlands Kinder seyn und Teutschland künftig wieder angehören sollten, noch behandelte man sie auf eine solche Weise; und zweitens konnte man nicht verlangen, daß die Elsasser von selbst brennende teutsche Herzen bringen sollten, um, da ihnen kein künftiger großer Herr Teutschlands und ihrer selbst gezeigt ward, etwa dem Würtemberger oder Badener zugeschlagen zu werden, deren willkührliche Regierungsweise ihnen zu Teutschland wahrlich keine Lust machen konnte. Auch bedenkt man nicht, daß teutsche Art und teutscher Sinn ein ganz anderes Ding sind, als teutsche Gesinnung. Ich habe gesagt, die Mehrheit

der Elsasser sind in Art und Sinn ächte Teutsche bis auf diesen Tag; aber ich habe nicht von der teutschen Gesinnung gesprochen. Wie kann man verlangen, daß ein Volk, welches sechs und vier Menschenalter einem fremden Volke unterworfen gewesen, empfinden solle, wie wir andern, die gottlob immer noch von teutschen Menschen beherrscht worden sind? Das ist zu viel begehrt. Aber das will ich behaupten, daß diese Elsasser, wenn sie dreißig Jahre von einer tüchtigen und gerechten teutschen Regierung auf ächt teutschem Fuß geleitet würden, wieder eben so gute und treue Teutsche seyn würden, als alle übrige, die Franzosen ausgenommen, die sich als Fremdlinge unter ihnen niedergelassen haben; denn die Franzosen sind ein zähes und nachhaltiges Geschlecht gleich den Juden, mit welchen sie überhaupt viele auffallende Aehnlichkeiten haben, und gehen erst nach vielen Zeugungen in ein anderes Volk über.

Das Elsaß ist ein nothwendiger und unerlaßlicher Theil Teutschlands, und der Gedanke an seine Wiedervereinigung mit dem Reiche darf bei teutschen Menschen nicht untergehen, so lange noch ein teutsches Volk ist und so lange der heilige Münsterthurm von dem Schwarzwalde noch gesehen wird. Erst mit dem Besitze des Elsasses sind unsere Südgränzen gesichert, erst mit diesem Lande haben wir unsern Strom, den ganzen Rhein. Jetzt hält der gierige und lüsterne Fremdling noch das

eine Horn des heiligen Stroms, und mögte auch das andere wieder fassen und die volle Kraft wieder zu sich hinüberziehen. Wir beten, daß ihm das nicht gelingen möge, und hoffen, daß unsere Kinder wieder gewinnen werden, was wir vor wenigen Monaten in den Händen hatten, und was wir eben so leicht wieder fahren liessen, als diese unsere treulosen Nachbarn es einst von uns gestohlen hatten.

Die Schweitzer zwischen den Alpen, dem Jura, dem Rhein und Tyrol sind größtentheils ächte Teutsche, und zwar burgundischen und allemannischen Stammes, einen kleinen Theil ihrer Südwestgränze ausgenommen, wo im Wadtlande romanisirte Germanen wohnen. Dieses Land ist eine der Hauptbasteien Teutschlands gegen Italien und Frankreich, und Teutschland war von dieser Seite völlig gedeckt, so lange die schweitzerischen Städte und Lande in dem teutschen Kaiser ihr Oberhaupt verehrten. Seitdem sie sich aber von dem großen Körper gelöst, besonders seitdem sie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich immer mehr dem Wälschen und Französischen zugeneigt und angehängt haben, ist Teutschland von dieser Seite mannigfaltige Gefahr und Nachtheil gekommen, und zuletzt hat sich das Verderben auch über die Schweitzerberge und von ihnen herab auf die nächsten Nachbarn gewälzt; das aber ist den Schweitzern vor allen Völkern unglücklich widerfahren, daß

sie, die in früherer Sicherheit des Reichthums und des Besitzes keinem ihrer Nachbarn geholfen hatten, im Unglücke auch von keinem derselben bemitleidet worden sind.

Die Schweitzer haben in dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eine große Geschichte gehabt, wie jedes Volk, das um heilige Güter, um Recht und Freiheit, streitet. Seitdem sie sich aber vom Reiche ganz gesondert haben, seitdem sie ein eigener Staat und ein eigenes Volk haben seyn wollen, hat ihre stolze Geschichte sich eben so verflacht, als die Spitzen und Ecken ihrer Himmelsberge von Jahr zu Jahr mehr weggewaschen werden. Solches widerfährt mit Recht dem Gliede, welches sich von dem Leibe sondern will, welchem es angehört: es verdorrt und erstarrt in seiner armseligen und eitlen Einzelheit. Da die Schweitzer sich dem gewaltigen germanischen Geiste entfremdet haben, sind alle herrliche Geister immer mehr von ihnen gewichen, und endlich sind sie fast ein Volk ohne Ruhm, Herrlichkeit und Namen geworden: sie sind zu dem Range der wilden Kappadocier, Illyrier und Gallier herabgesunken, die sich als Söldner anderer Völker um schnödes Gold über Land und Meer treiben liessen, und nicht besser geachtet wurden als das dumme Eisen, das ihre Hände führten, und in der That nicht besser waren. Die Geschichte hält über die letzten drei Schweitzerjahrhunderte, die Johannes Müller wahrscheinlich nicht mit Lust

Bayerische Staatsbibliothek München

beschrieben haben würde, ein schweres Gericht. Ein Volk, an welchem die größten Weltbegebenheiten hinrollen, ohne daß es von ihnen berührt zu werden scheint, ein solches Volk kann nicht sagen, daß es lebendig mit in dem Reihen der Völker steht: es wird durch die That des Eigennutzes und der Entartung geziehen. Von dem tückischen Könige Ludwig dem Elften von Frankreich bezahlt, halfen die Schweitzer ihr und Teutschlands Bollwerk, das burgundische Reich, einreissen. In den italischen Kriegen der Spanier und Franzosen gegen den Ausgang des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts spielten sie keine würdige Rolle weder als Volk noch als helfende Nachbarn, sondern die Rolle gemeiner gedungener Kriegsknechte, welche dem zuziehen, der ihnen das meiste Geld bietet. Der dreißigjährige Krieg, der die Welt erschütterte, zog an ihren Gränzen hin, ohne daß ein Schweitzer sich bewegt hätte. Das Elsaß, die Pforte in ihr Land, liessen sie von Teutschland reissen und in des mächtigen und jeder Freiheit gefährlichen Frankreichs Hände fallen, ohne daß ein Arm das Schwerdt gezogen hätte. Die Grafschaft Hochburgund, ihre Vormauer jenseits des Jura, wofür sie die Bürgschaft trugen, verkauften ihre herrschenden Familien an Ludwig den Vierzehnten. Denselben herrschsüchtigen König liessen sie vierzig Jahre gegen alle ihre Nachbarn, gegen die Niederlande, Teutsch-

land, Savoyen, und also auch gegen sich stürmen, ohne daß sie sich für die gerechte Sache bewaffnet hätten; wohl aber fochten 15,000 Schweitzer unter französischen Fahnen als Söldner der Ungerechtigkeit. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch haben sie sich und ihre Jugend auch den Meistbietenden verkauft, den Spaniern, Franzosen, Holländern, und viele ihrer ahnenstolzen Familien, die auf den verrosteten Degen ihrer Vorfahren pochen, haben von diesem ekelhaften Menschenhandel gelebt. Auch der schrecklichen französischen Revolution, welche ganz Europa erschütterte, und alle Fürsten und Völker auf der einen oder andern Seite mit Gewalt zur Theilnahme riß, sahen sie lange als Krämer zu, und sammelten durch den schleichenden Zwischenhandel Gold, während die Völker ringsumher von gräßlichen Wunden bluteten. Sie meinten auch da als die Unschuldigen, welche der blutige Hader nicht angehe, so vorbei zu schleichen; Gott aber meinte es anders. Die eiserne Ruthe kam zuletzt auch über sie, und geisselte sie fürchterlich. Sie haben endlich als unterworfene Vasallen der Franzosen alle Uebel und Gräuel über sich ergehen und ihre Jugend als Trabanten des wälschen Tyrannen auf allen Schlachtfeldern gegen die Freiheit und Ehre abschlachten sehen müssen. Endlich mit dem Jahr 1813 kam die Zeit der Erlösung, alle Völker waren aufgestanden gegen die Franzosen, der Krieg wälzte

sich an die Gränzen, ja über die Gränzen der Schweitzer hin, sie bekamen Gelegenheit, sich wieder ehrlich zu machen: sie konnten zeigen, daß auch in ihnen noch ein Herz für die Freiheit und Gerechtigkeit des europäischen Welttheils schlage. Sie haben diese Ehre nicht gewollt. Kalt und gefühllos haben sie dem großen Kampfe wieder aus der Ferne zugesehen und für die allgemeine Sache auch keinen einzigen Mann bewaffnet; ja nicht einmal Abrufe haben sie an die Schweitzerbesatzungen erlassen, welche in mehreren französischen Festungen immer noch tapfer für die Tyrannei stritten. Und kaum war der Friede geschlossen, so haben sie sich wieder an Frankreich gehängt, und denselben Franzosen ihre Jugend verkauft, die im Jahr 1792 die Schweitzer Leibwachen auf das scheußlichste niedermetzelten, die in den Jahren 1798 und 1799 die Schweitz mit Mord und Brand schändeten, die das Land und das Volk auch in den folgenden Jahren so vielfach mißhandelten, und mehr als einmal davon sprachen, die Schweitz auch in eine französische Landschaft zu verwandeln, wiewohl sie ihnen in der That wie eine französische Landschaft war. Das ist erschienen, daß das Gold die jetzigen Schweitzer mächtiger zieht, als die Ehre. Deswegen kann man ihnen weissagen, ohne Weissager zu seyn, daß auch das Gold, das sie wieder sammeln könnten, nicht lange sicher von ihnen besessen werden wird.

Die Schweitzer sind freilich ein mannliches, starkes, tapferes und schönes Volk, aber es geht den Jetzigen, wie es mehreren Völkern vor ihnen gegangen ist. Sie zehren von dem Kapital des Ruhms, das ihre Väter ihnen hinterlassen haben; oder vielmehr sie täuschen sich, daß sie davon zehren: es ist in der That lange aufgezehrt. Sie pochen auf die großen Thaten ihrer Altvordern für die Freiheit, und thun den kleinen Dienst der Knechte für die Knechtschaft. Unter anderen Verhältnissen und in anderen Zeiten erstaunten die Schweitzer in ihren Bergen die Welt durch ihren Stolz und ihre Tapferkeit; jetzt aber hat sich alles verändert, und die jetzigen Schweitzer sind keine bessere und stärkere Menschen, als ihre teutschen Nachbarn, die Tyroler, Wirtemberger, Breisgauer und Elsasser, und wenn sie in ihrem Thun und Treiben immer so fortfahren, werden sie bald viel schlechter seyn. Eigennutz und Habsucht und Sorglosigkeit und Hartherzigkeit über das Schicksal der übrigen Welt hat man den vornehmen und geringen Schweitzern schon lange wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen; die letzte Zeit hat sie auch mit Schande beschmutzt, die sie noch nicht abgewaschen haben. Wenn die alten Geschlechter von Bern, Freiburg, Lucern und Solothurn um Geld Menschen verkaufen, wenn die schnöde Gewinnsucht auch in die Hütte des Bürgers und Bauers eindringt, wenn Gold endlich das höchste aller Güter

dünkt, so steht es schlecht um ein Volk, dessen Väter einst eine glänzende Geschichte hatten.

Nur Eines kann die Schweitzer bessern und äusserlich und innerlich ehrenvoll wiederherstellen, wenn sie die gemeine Wuth der Habsucht bezwingen und sich wieder aus ihren natürlichen Trieben und Anlagen entwickeln, und wenn sie sich wieder dahin wenden, wohin sie sich wenden müssen: ich meine nach Teutschland; denn sie sind Teutsche. Sie mögen wohl bedenken, wie schimpflich es für sie ist, daß sie sich und die Blüthe ihrer Jugend den Wälschen verkaufen und in Sitte und Sprache und Neigungen mit ihnen buhlen. Denn nie wird es ihrer Art, die viel zu teutsch und schwer ist, gelingen, leicht und gewandt und dem Französischen gleich zu werden; höchstens wird ein erbärmliches Zwitterwesen herauskommen, das weder dem Teutschen noch dem Französischen gerecht ist, und saftlos, kraftlos, und thatenlos so durch die Welt hintändelt und hinstrauchelt. Auch sind sie, wenn sie sich auch mehr von dem Französischen abwenden und einen eigenen teutschen Staat ausmachen wollen, zu klein und zu beschränkt, als daß auf diese Weise ein freudiges und frisches eigenes Wesen aus ihnen gezeugt werden könnte. Nur durch die völlige Hingebung an das Teutsche, nur durch die freie und fromme Anschliessung an alle Teutsche können die guten und lebendigen Geister der Tugend und Kraft, welche lange von

ihnen gewichen sind, wieder zu ihnen zurückgelockt werden; denn nimmer mag lange in Herrlichkeit bestehen, was ohne Mitleben und Mitempfinden mit dem Ganzen, dem es angehört, sich einzeln auch etwas zu seyn einbildet. Erröthen aber müssen die Schweitzer, wenn sie an die Thatenlosigkeit und Namenlosigkeit ihrer letzten Jahrhunderte denken, und an ihre Söldnerei für die Fremden gegen das teutsche Reich, das als ihre Mutter ihnen heilig seyn sollte. Auch das sollen sie wohl bedenken, daß die Zeit mit jedem ernst und strenge zu Gericht geht, nicht bloß im Urtheil, sondern auch in der That, und daß sie diesem großen Gerichte nicht entrinnen werden.

Teutschland hat die Schweitz einst zu leicht von sich abscheiden und abschneiden lassen, und doch ist es sein Land, sein Volk, und sein Bollwerk gegen die Wälschen. Es muß auf alle Weise darauf sinnen, wie es dieselbe wieder zu sich ziehe und mit sich verbinde. Sollte dies selbst mit Gewalt und Strenge geschehen, so ist es kein Unglück; denn wo Liebe nicht ziehen will, da muß Furcht zwingen. Man hofft wohl vergebens, daß jene Schweitzerart, bei welcher die Regierung ist und welche sich einmal an das französische Gold gewöhnt hat, jemals gut teutsch werden und sich dem großen teutschen Vaterlande freiwillig anschliessen werde. Was der Geitz aus seinen natürlichen Verhältnissen herausreißt, das muß der Geitz

wieder herbeiziehen; und da hat Teutschland ein vortreffliches Mittel, die Schweitzer auch ohne Waffen dahin zu bringen, daß sie um Gottes Barmherzigkeit bitten müssen, daß man sie wieder in den Schooß des teutschen Reichs aufnehme. Die Schweitz ruht wenig auf der Verbindung mit Frankreich und Italien, ihr eigentlich wesentliches und nothwendiges Leben und Treiben geht nach Südteutschland und dem Rheinstrom. Wenn ich also Herr von Teutschland wäre, so wollte ich diesen Teutschen, die ihr Mutterland und ihr Brudervolk vergessen haben und mit den Fremden für Geld buhlen, wohl zeigen, welche Früchte es trägt, alle natürliche Bande zu zerreissen und alle nothwendige und heilige Pflichten aufzulösen. Da die Schweitzer nun einmal ein fremdes und besonderes Volk seyn wollen, welches Teutschland und Teutschlands Glück und Ehre nichts angeht, so würde ich sie auf das strengste als Fremde behandeln: Einfuhr und Ausfuhr an ihren Gränzen würde ich stopfen, ihren Waaren würde ich den Weg durch Teutschland sperren, auf dem Rhein würde ich sie mit unerträglichem Zoll belegen; kurz, ich würde die abtrünnigen und widerspänstigen Kinder wie die fremdesten Fremden behandeln. Wenn ich so einige Jahre mit ihnen verfahren wäre, sollten sie wohl inne werden, ob französisches oder spanisches Gold besser ist als Teutschlands Reichthum und der

Goldweg, der aus der Schweitz durch die teutschen Gauen führt; sie sollten endlich flehen: Sey gnädig, o Herr, sey gnädig gegen uns Verirrte, und lohne uns nicht nach unsern Sünden gegen dich und gegen Teutschland; nimm die Plagen von uns, nimm uns zu deinen Kindern, zu rechten Brüdern unsers Volkes auf, und wir wollen alles Wälsche und allen wälschen Dienst hinfort auf ewig abschwören und von innen und von aussen Teutsche seyn und Teutsche heissen. Wahrlich den Schweitzern bloß das Bereisen der teutschen Messen verboten, und Schwaben und Baiern ihnen versperrt, und den Rhein ihnen dreifach bezollet — und wir würden Wunder sehen. Wie es nun gewesen ist seit Jahrhunderten, hat die Schweitz von Teutschland alle Vortheile und Genüsse gezogen und keinen seiner Nachtheile und Verluste getheilt. Das ist aber das mächtigste und natürlichste Band, daß die Schweitzer uns für ihr Leben gar nicht entbehren können und daß wir sie für unsere Sicherheit nicht entbehren sollen.

Auch die Niederländer wohnen in unsern Gränzen und halten die Ausflüsse unserer südlichen und südwestlichen Ströme; wir dürfen sie also nicht als Ausländer liegen und ihr Wesen unbekümmert unserer Ehre und Herrlichkeit für sich treiben lassen. Von diesen Niederländern sind die sogenannten Holländer, oder die Niederländer nördlich über

der Maas, ganz reine Teutsche, Abkömmlinge der alten Katten, Friesen, Sigambern ꝛc., der kriegerischesten und kriegsgeübtesten germanischen Stämme. Diese nördlichen Niederländer sind in Sprache und Art dem teutschen Stamme in Westfalen und am Nieder- und Mittelrhein bis gegen Bonn auf das nächste verwandt, obgleich die verschiedene Regierung und die ganz andere Weltthätigkeit, welche auf alle Meere und nach Westindien und Ostindien hinausging, doch in mancher Hinsicht einen bedeutenden Unterschied hervorgebracht haben. Von den südlichen Niederlanden jenseits der Maas bis an die Ardennen und Picardie sind zwei Drittel auch fast ganz germanisch, und sprechen eine germanische Mundart, die sogenannte flamländische; die zunächst an den französischen Gränzen hin wohnenden sind wallonisch, d. h. sehr mit wälscher und wallonischer Art gemischt: auch wird in diesem ganzen Lande neben dem Wallonischen und Flamländischen viel französisch gesprochen, vorzüglich von den sogenannten gebildeten Klassen. Indessen kann man diese südlichen Niederländer doch eben keiner Vorliebe für die Franzosen zeihen, wenn sie gleich von Gemüth und Art nicht rein teutsch, ja mit dem Sinn in mancher Hinsicht dem Teutschen abgewandt sind.

Ueber unsere nächsten Nachbarn, die Holländer, haben wir die Beschwerden nicht zu führen wie über die Schweitzer. Als tapfere und freie Män-

ner und im Sinn ihrer großherzigen Vorfahren warfen sie das unerträgliche und blutige Joch eines fremden Volkes ab, das sie nicht als edle Beisassen, sondern als unterworfene Knechte behandeln wollte. Freilich schieden sie sich ein halbes Jahrhundert später vom teutschen Reiche; aber nie trennten sie ihre einzelnen Vortheile so von den allgemeinen Vortheilen ihrer Nachbarn, als die Schweitzer gethan haben. Ja sie können sich rühmen, daß sie dreißig Jahre für die eigene Freiheit und funfzig Jahre für die allgemeine Freiheit Europas mit unerschütterlichem und unsterblichem Muth gefochten haben. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aber, oder vielmehr seit dem Frieden von Rastadt und Baden, hat ihre große Geschichte und ihre große Art sich verkleinert. In unserer Zeit sind sie der zu leichte Raub der Franzosen geworden. Man kann wohl, ohne eben Prophet zu seyn, behaupten, daß die Holländer als Seevolk nie mehr bedeuten werden, was sie noch vor dreißig Jahren bedeutet haben. Aber in ihrem Ernst, in ihrer Tüchtigkeit, in ihrer Arbeitsamkeit und Gründlichkeit haben sie die reichen Hülfsmittel alles Guten und Schönen, dessen sich ein gebildetes Volk irgend bemächtigen kann. Sie werden, wann ihnen die Goldbäche Ostindiens nicht mehr fliessen und wann sie mehr auf sich selbst beschränkt und zurückgeworfen sind, wieder mehr zu ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit zurück-

kehren; sie werden wieder mehr ächt holländisch, sie werden mehr den Teutschen ähnlich werden; sie werden fähiger werden, sich wieder unmittelbar mit Teutschland zu verbinden und demselben anzuschliessen. Da sie und ihre Landsleute und Brüder, die Belgier, sich nur an Teutschland lehnen und sich nur durch Teutschland gegen Frankreich schirmen können, so wird durch dieses nothwendige politische Verhältniß eine Verbindung zwischen den Völkern und auch eine nähere Gemeinschaft mit der teutschen Sprache eingeleitet werden, die das, was nie hätte von einander getrennt werden sollen, im Laufe der Jahre immer fester und inniger wieder zusammenzieht.

Es ist in diesen letzten Monaten über diese unsere Brudervölker, die so unglücklich von uns losgerissen sind, hie und da in Schriften sehr bitter geklagt und scharf geurtheilt worden, mit Recht und mit Unrecht, wie in so gereitzten Zeiten, wie die unsrigen sind, zu geschehen pflegt. Das ist aber das Schlimme bei diesen Klagen und Urtheilen, daß man dabei die Völker mit den Regierungen und die nothwendigen Verhältnisse mit den zufälligen zusammenmischt und häufig alles Verschiedenwirkende und Verschiedengesinnte auf dieselbe Linie gestellt hat. Da hat man Unrecht sowohl für den Zweck, den man bezielt, als auch in der That. Nicht die Völker sind so unteutsch, nicht die Völker sind schuldig der Absonderung von dem

Leibe, dem sie von Natur angehören, sondern die Regierungen und alle, die mit ihnen zunächst auf das Volk einwirken. An den Regierungen also und nicht an dem Volke sollten die Schriftsteller sich halten, wenn sie das Unwürdige und Unrechte der Verhältnisse anschuldigen, worin jene Länder mit den Fremden stehen. Das Volk aber, das wir wieder gewinnen wollen als das unsrige, muß behandelt werden, wie man verirrte Kinder behandelt, mit Sanftmuth, Schonung und Liebe. Nicht als schlecht muß man es schelten, sondern als das, welches durch seine unnatürliche Absonderung endlich schlecht werden könnte; nicht als unteutsch und entartet muß man es hinstellen, sondern als das, welches durch solche Verkehrtheit seine eigenthümliche Art und Tugend einbüßen könnte. Man muß ihm vorhalten, welche Elendigkeit und Nichtigkeit daraus sprosset, daß man das Eigene verlässet und sich an das Fremde hängt; wie jämmerlich derjenige wird, der das Eigene nicht aus dem Gefühle und der Gesinnung einer großen Gesammtheit entwickelt, sondern an fremder Art sich weiden und bilden will; kurz man muß die ganze Erbärmlichkeit der Zwitterart hinstellen, die weder ihr selbst noch andern ähnlich ist und seelenlos, thatenlos, ruhmlos endlich als ein grober Klotz der Weltgeschichte hingeworfen und zu Staub zermürset wird. Durch Freundlichkeit und Liebe und durch die hohen Reitze der Ehre, und nicht durch

Schimpf und Schande muß man das Verwandte wieder zu dem Verwandten zu fügen suchen. Eine große Sünde aber gegen das teutsche Volk begehen alle diejenigen, welche die Beschwerden, die sie wegen Gleichgültigkeit und Unteutschheit wohl mit Recht über die Regierungen zu führen hatten, auch auf die einzelnen unteutsch regierten Völker übertragen und dadurch Haß und Hader und Groll stiften. Denn alle teutsche Stämme müssen in Schriften immer als gut und teutsch dargestellt werden, so werden sie durch den schönen Ehrgeitz, nicht schlechter zu seyn als die andern Teutschen, endlich wirklich gut und teutsch werden.

3.

Ueber alte Zeit und neue Zeit.

Und ich saß einen schönen Frühlingsmorgen sinnend an einem Fenster, und spielte mit den Blättern, die an ihm hinaufrankten, und mit den Blumen und den Bienen, die in ihrer Schönheit und Freude sich um mich bewegten; und goldene Träume, liebliche Kinder des Himmels, flatterten durch das Grün und den Duft und das Getön hin und her, und wiegten mich heraus aus mir selbst zu unbekannten Fernen hin. Und bald kam auch die Schwalbe, die nun schon vier Tage unter dem Fenstergesims gebaut hatte, und sie brachte viele fliegende Maurergesellen, mit zierlichen weissen Halskrägelein über dem schwarzen Rocke, mit, daß sie ihr hülfen; und in einer halben Stunde war der Bau fertig, und die beiden Bewohner, die das Brautbett bereitet hatten, setzten sich hinein, und die Helfer saßen umher, und es war ein Zwitschern und Jubeln drinnen und draussen, als ob Hochzeit gehalten würde. Und auch meine Seele hielt eine Frühlingshochzeit und zerfloß in Wonne. Und ich gerieth in Entzückung, und sprach bei mir selbst: Siehe, wie glückselig die Natur ist! wie gleich in ihr die ewige Ordnung! wie heiter in

dem Reigentanz ihrer stätigen Bewegung! wie glückselig und gleich die Geschöpfe sind, die aus ihrem Kreise nicht abirren, sondern, immer dieselben, thun, was sie müssen, und geniessen, was sie dürfen! wie glückselig und gleich auch ich bin, da sie mich in ihre süße Harmonie hineingestimmt haben! Und warum nicht immer so und ewiglich? arbeitend wie die Biene, bauend wie die Schwalbe, duftend wie die Blumen, und hinrieselnd mit dem Leben, wie das Bächlein hinrieselt? Warum muß das Gestern und das Morgen immer als ein Gespenst vor den armen Sterblichen treten, und ihn das Heute, das er gebrauchen dürfte, nie gewinnen lassen? Und eine Thräne trat in mein Aug, und ich ging hinaus, und suchte Himmelsluft, aber mein Herz war doch noch sehr freudenvoll. Und wie ich durch die Straßen so dahin ging und sehnsüchtig ein menschliches Wesen suchte, dem ich hätte an die Brust fallen und meinen Schmerz und meine Wonne aushauchen können, kam ich auf den Platz des alten Doms, und die Orgelklänge aus der Ferne und die Stimmen feiernder Menschen lockten mich unbewußt durch die Thüre hinein; und es war die Frühmette. Und ich war da mit allen andern, und ich betete an den in den Höhen und in den Tiefen, und der himmlische Frühling sproßete in meiner Seele, und ich fühlte es in mir knospen und keimen und blühen, wie die Erde es fühlt,

wann der wärmere Himmelsstrahl des Frühlings befruchtend und belebend in ihren seligen Schooß dringt. Und als es stiller geworden war, und die meisten heimgegangen waren zu ihren Häusern und Arbeiten, und nur wenige Einsame noch vor den Bildern und Altären knieeten, da kam der Geist des Herrn über mich sichtbarlich und fühlbarlich, daß ich vernähme an dieser Stelle, was ich noch nie vernommen hatte, und verstände, was ich noch nie verstanden hatte. Und ich hatte oft durch die hohen Pfeiler aufgeschaut, als wenn ich durch einen bewegten Wald zum Himmel schauete, und ich hatte die herrlichen Bilder so oft mit Inbrunst gesehen, und war in dem Lichtgarten und Rosengarten der bemahlten Fenster so oft spazieren gegangen; aber nie war mir so zu Muthe gewesen, wie heute. Denn es däuchte mir, als habe sich der Himmel selbst mit allen seinen Sternen und Engeln in meine Brust herabgesenkt, und als stellten sie mir sich selbst, und mich, und die ganze Welt wie in einem großen Bilde dar; und es war alles in Klarheit und Wahrheit vor mir, und ich fühlte nicht, was zuerst und zuletzt und was alt und jung und was gestern und heute war: ich war ganz, ich war selig. Und als ich in dieser Seligkeit wohl eine Stunde geschwelgt hatte und als mein ganzes Wesen in mir erheitert und verklärt war, daß meine Augen hätten durch die sieben Himmel schauen können, da dachte

ich bei mir: Warum kann es nicht immer so seyn? warum ist der Mensch nicht immer so ihm selbst gleich und dem göttlichen Bilde ähnlich? warum muß er in Hader und Zwietracht und in Benebelung seines Himmels, ach! und so oft auch in öder Sehnsucht, die er doch noch sein bestes Glück nennen muß, den schönsten Theil des flüchtigen Daseyns verspielen und verdämmern, und zuweilen auch verrasen? Und damit sich das Gedachte sogleich in mir selbst bestätigte, riß mich jener Geist, der nimmer ruhet, alsbald wieder aus mir selbst heraus, und die Kirche und ihre Pfeiler und das Gewölbe und die Bilder und die Lichtblumen auf den Fensterscheiben und alle die blühenden Fantasien, die wie bunte Vögel in ihnen flatterten und sich erfreueten, waren nicht mehr in mir, sondern stellten sich mir gegenüber; und bald hörte ich es vernehmlich auch aus einer andern Kirche herklingen, die keine Bilder leidet und wo die Christen Gott auf andere Weise verehren und anbeten. Und wiewohl ich noch ein glückseliger Mensch war vor Hunderttausenden, doch fiel es mir schwer auf das Herz, und Gedanken des Haders und der Unruhe zuckten wie Blitze durch meine Seele, die noch von dem Blüthenstaub aller himmlischesten Gefühle bedeckt war. Und wehmüthig rief ich endlich aus: Ist es denn nicht möglich, daß ein Haus der Seligkeit und des Friedens auf Erden seyn kann? müssen sogar in diesem stillen

Tempel die Gedanken sich befragen und sich in mir selbst zerreissen und zerhadern? Könnte man nicht das Evangelienbuch verhüllen mit seinen heiligen Geschichten und Wundern in dem stillen Glauben, wie eine Blume sich in ihre Blätter hüllt? Könnte nicht ein Tempel geweihet werden oder zwei in jedem christlichen Lande, welche die Tempel des christlichen Gottes hiessen, und nicht des katholischen oder lutherschen oder reformirten Gottes? wo man die großen und geheimen Weihen und Feste des Christenthums nach der frühesten Weise einfach beginge? wo alles, was von Musik und Bildern und Blüthen des inneren Geistes Lichtestes und Lieblichstes seit achtzehenhundert Jahren aus den Menschen hervorgegangen ist, versammelt wäre? und wo über den Thoren des Tempels stünde: Hier ist der Friede des dreieinigen Gottes, hier ist Freude und Seligkeit für alle? Und ich wiegte mich eine Weile mit diesen süßen Gedanken eines Friedensortes, wo keine Verschiedenheit der Auslegungen und kein Streit der Meinungen angedeutet würde; aber bald fuhr ein anderer Blitz durch meine Seele, der ihn auslöschte, und ich mußte hinnen gehen gebückten Hauptes und traurenden Blickes, fast wie einst der Urvater Adam, der aus seinem Paradiese getrieben ward, und doch zwitscherten meine Schwalben noch, und meine Bienen sumseten noch, und die Blätter und Blumen waren duftig wie in der

Frühe und spielten anmuthig gegen den Sonnenschein; aber in mir war es anders worden.

Diese Geschichte des Herzens, die ich mehr als einmal erlebt habe, ist wohl die Geschichte eines jeden Sterblichen, dessen Saitenspiel der Brust nicht zu klanglos gestimmt ist. Es ist das Ringen des Israel mit dem Jehovah, der Kampf des Vergänglichen mit dem Unvergänglichen, der Gegensatz des Alten gegen dem Neuen, der in Seligkeit ruhende Gott und der durch Unseligkeit zur Seligkeit hinstrebende Mensch, oder — was dasselbe ist — die ruhende Ewigkeit und die stürmende Zeit. Alle überschwängliche Dinge und Gefühle, die Religion, die Liebe, die Kunst, strahlende Sternenkinder des Einen und immer gleichen himmlischen Vaters, erheben uns zu solchen hehren Stimmungen, bis das Irdische und seine Unruhe uns wieder aus dem Himmel fallen läßt. Aber was auf diese Weise auf mich vor allen immer am mächtigsten gewirkt hat, das sind Bilder und Denkmäler der Geschichte, die den Stämpel des Alterthums tragen und an welchen sich zugleich eine würdige Kunst verherrlicht hat. Das ist jene gewaltige Macht, welche zugleich alt und jung ist und worin die Vergangenheit fast wie eine Ewigkeit auf die Zukunft hinweiset. Jenes Alte, was einmal als Geschichte auf Erden war und lebte und als Bild und Blüthe der Kunst in das Leben hineingestellt ist, daß es seinen Propheten-

schatten auf die Zukunft werfe und durch die lange Nacht der vergangenen Zeiten seine Lichter bis zu unserm dicht verhüllten Ursprung zurücktrage, wirkt darum so allmächtig auf das Menschengemüth, weil es, aus dem beschränkten Daseyn des Augenblicks herausreissend und von der Noth und dem Bedürfniß der Erdscholle loskettend, uns zeigt, was wir rückwärts waren und was wir vorwärts seyn werden: die Kunst ist der größte äussere Bürge der Unsterblichkeit, ein lichter Spiegel des ewigen Lebens. Doch hat es Zeiten gegeben — und wir sind kaum zwanzig und funfzehen Jahre hinter einer solchen Zeit — wo das Leben so abgeflacht, die Sterne des Himmels und des Herzens so verdunkelt, und die Menschen so in die Irre geführt waren, daß sie an der Vergangenheit und an ihren heiligsten Bildern gefühllos und unermahnt hingingen, und mit Elendigkeiten und Vergänglichkeiten des Augenblickes, die künftig nie ein Herz festhalten werden, ein thörigtes Affenspiel der Eitelkeit spielten. Dies war unser Schicksal, und dies ist auch mein Schicksal und meine Schuld gewesen. Ich sah nur das Neue, erkannte es aber nicht, weil ich das Alte nicht erkannt hatte: erst seit den letzten zwölf Jahren hat sich mir das Verständniß meines Volks und seiner Geschichte aufgeschlossen. Ich bekenne gern meine Sünde und wie dumm und befangen ich vor funfzehen Jahren über viele teutsche Menschen und

Orte, z. B. über das kunstreiche Nürnberg und über das herrliche Köln am Rhein, geurtheilt habe. Jetzt aber ist eine andere Zeit gekommen, die teutschen Heiligthümer und Geschichten sind wieder lebendig geworden, und auch der Einfältigste und Aermste im Volke empfindet und vernimmt sie jetzt besser, als vor zwanzig Jahren die, welche sich die Gelehrten und Gebildeten nennen. O ich darf mich hier wohl dieses herrlichen Sommers erinnern, wo ich nach Köln und Straßburg und zu der Sammlung der Brüder und Freunde, Boisserées und Bertram, gewallfahrtet bin, deren heiliger und ernster Eifer von teutschen Menschen nie genug geehrt und gelobt werden kann. Ich mag bei so lieben Erinnerungen wohl demüthig sagen: wie ganz anders ich! und wie ganz anders wir alle! wie hat Gott, der ein braves Volk nicht verlassen wollte, uns mit Leben und Freude und Ruhm erfrischt, und ermuthigt! wie hat er uns uns selbst wieder kennen gelehrt! Und weil das freudige Alter wieder so in uns vortritt und unsere längstvergangene Geschichte gleichsam wieder jung wird; weil wir wieder fühlen, wer unsre Väter vor uns waren, und was sie schufen und vollbrachten, und wie und mit wem sie es schufen und vollbrachten, nemlich mit Gott — so haben wir darin die Besiegelung unserer Zukunft: wir warten einer gewaltigen und glorreichen Zeit des teutschen Volkes, welche die

Welt umgestalten wird, wie sie vor vierzehenhundert Jahren von ihm umgestaltet ward.

Wie der fromme und heitere Mensch, wann er in Gott und dessen Heiligkeit und Seligkeit versinkt, in jenen glücklichen Augenblicken sich selbst heilig und selig, ja fast göttlich werden fühlt, wie ihm dann das Leben ein Spiel, die Tugend eine Lust, ja eine eingebohrne und unverlierbare Nothwendigkeit däucht, grade so ist dem Beschauer unter den unvergänglichen Bildern der Kunst. Er lebt mit ihnen in der Vergangenheit, er glaubt mit ihrer Kraft und Schönheit in die Zukunft hinüberstreben und die Fratzen und Zerrbilder der Gegenwart durch ihren heiligen Zauber plötzlich verscheuchen und vernichten zu können. Wahrlich diese Täuschung ist menschlich und verzeihlich, sie ist der tiefste und höchste Beweis von dem Adel der Menschennatur; denn was nie vorher war, das kann von der Religion des Vorhergewesenen auch nie ergriffen werden. Aber wie heilig diese Begeisterung, ich mögte sagen dieser schöpferische Wahnsinn, auch ist, auf wie Ueberschwängliches in uns diese Zurücklebung in die Vergangenheit auch hindeutet, doch können die Ansichten und Gefühle und Weisen und Gestalten der verflossenen Jahrhunderte sich nie ganz wieder zurückleben. Denn wer von uns mögte nicht seyn in Kraft und Einfalt, in Frömmigkeit und Wahrheit wie die edleren Männer und Frauen des Nibelungenliedes?

wer mögte nicht durch den Blumengarten des Gemüthes wandeln, das die Fensterscheiben des Doms in Köln mit Blüthen übergossen und mit Blättern und Ranken durchwebt hat? wer mögte nicht die stillen und unschuldigen Engelseelen in seine Brust zurückwünschen, deren himmlische Heiterkeit und überirdisches Lächeln uns auf so vielen Gesichtern in den Sälen der Boisserées in Heidelberg entzücken? Aber die Zeit rollt unaufhaltsam weiter, und trägt uns mit sich fort; andere Gefühle, andere Ansichten, andere Gedanken, einen ganz anderen Sinn und eine ganz andere Gestalt auch des äusseren Lebens bringt sie. Wir saugen, damit wir im Kampfe frisch sind, die kräftigen Bilder und die heiligen Erinnerungen unsers Alterthums in uns, wie man greisenden Wein schlürft; aber nimmer wird das Gleiche herauskommen: doch nach dem Aehnlichen sollen wir streben. Der Strom fließt nie zu seinen Quellen wieder, die Zeit tritt nie in ihre abgelaufene Bahn zurück.

Doch ist es in einer marklosen und bilderleeren Zeit edlen Gemüthern verzeihlich, daß sie meinen konnten, sie selbst könnten mit heiligem und frommem Ernst sich drei vier Jahrhunderte zurückleben; sie könnten jene alte Herrlichkeit der Einfalt, jene heldenmüthige Kindlichkeit und Kraft, die aus den Werken unserer Väter wiederstrahlt, ganz zurückführen; sie könnten den Geist wieder ganz unter die Seele, den Gedanken unter das Gefühl, und

die zerstückelnde Klügelei unter die volle Anschauung stellen. Viele teutsche Jünglinge und Männer haben in den letzten zwanzig Jahren dies gewagt; sie sind besonders in diesem heiligen Wahn aus der sogenannten Unruhe des Protestantismus in die vermeinte Stille des Katholicismus zurückgetreten: die meisten offenbar mehr gelockt durch das Dichterische und Mystische der äusseren Bilder und Herrlichkeiten, die ihnen in dem Schooß der alten Kirche ein seliges Leben versprachen, als durch den strengen und von dem Weltlichen abgeschiedenen Ernst eines rein religiösen Gemüthes. Mir däucht, ich habe oft gefühlt, was sie gefühlt haben müssen; aber leider der süße Wahn, als wenn noch wirklich so wäre und so seyn könnte, was in Bildern funkelt und in Gedichten klinget, ward bald durch die strenge Gegenwart verwehet. Ich sah die Zeit, wohin sie strebt; ich sah, was sich lebendig in dem Leben bewegt — und ließ mich von ihnen vorwärts tragen in dem Glauben, daß Gott aus der Dumpfheit Kraft, aus der Finsterniß Helle, aus dem Todten das Lebendige erwecken werde zu seiner Zeit und in seiner eigenthümlichen Art und Schönheit.

Denn es würde nichts alt werden, noch alt genannt werden, wenn die Zeit immer jung und blühend bliebe. Die Unsterblichkeit ist in dem irdischen Leibe eingehaust, sie leuchtet oft in ursprünglicher himmlischer Schönheit und Heiterkeit durch

die irdische Hülle hindurch, daß wir niederknieen und anbeten mögten vor dem, was in dem vergänglichen Stoffe wohnt. Leonardo da Vinci war der stärkste, schönste, kunstreichste und seelenreichste Mensch seiner Zeit, ein rechtes Wunder, wie weit die Natur es in der Vollkommenheit menschlicher Bildungen treiben kann. Sein Leib und seine Seele standen in einem Gleichmaaß und einer Harmonie, dergleichen man fast nie gesehen. Doch ward der Jüngling ein Mann, und der Mann ein Greis, und der Greis starb gleich allen andern Menschen des gewöhnlichsten Schlages. Dies ist das ächte Bild alles Irdischen, das nur die Gestalten ausprägt und mit dem Götterschein des Unvergänglichen übergiesset, hie und da auch wohl einen Stämpel nicht zerschlägt und einen Abdruck nicht vernichtet, übrigens aber rastlos zu neuen Leben und zu neuen Geburten hineilt. Weil wir in einer Epoche des Streits und des Gegensatzes leben, wie wenige frühere Jahrhunderte, weil wir an dem jähen Abgrund eines vergehenden und an dem Eingange eines werdenden Zeitalters stehen, so wimmelt die Welt auch ringsum von den ungeheuersten und ausserordentlichsten Erscheinungen, und in dem wilden Kampfe und der gährenden Verwirrung, wo Wenige nur ungefähr sehen, was da werden soll, und wo Manche es kaum erst ahnden, ist es begreiflich, daß mancherlei hervorspringt, was uns erstaunt, und was die Menschen,

welche ein halbes Jahrhundert nach uns leben werden, noch mehr erstaunen wird. Weil in der Gegenwart keine Haltung und keine Dauer und für die Kurzsichtigen fast keine Rettung und Erlösung ist, und weil die Zukunft noch von Nebeln überschattet wird, so fliehen viele fromme Gemüther zu dem Alten zurück, und bilden sich ein, es könne durch redliche Meinung und fromme Gesinnung wieder jung und frisch gemacht werden; weil auch die jammervolle und unruhige Zeit, welche zwei Jahrhunderte hindurch regiert hat und welche in den letzten hundert Jahren alles in Klügelei und Sophisterei des leeren Begriffs aufzulösen und selbst das ewige Himmelsgewölbe mit seinen Göttern und Geistern zu zersprengen drohete, seit zwanzig Jahren mehr auf die Neige zu gehen und den stolzen und göttlichen Gemüthstrieben wieder das Feld zu räumen schien; weil überhaupt die zu lange flüchtigen und unstäten Geister wieder bei ihnen selbst einkehrten, und die Mehrheit der Menschen anfing sich wieder zur alten Frömmigkeit und Einfalt zu neigen, so hofften viele fromme und feurige Seelen, die Zeit sey nun gekommen, wo der traurige Streit zu Ende gehe, der die christliche Kirche jetzt drei Jahrhunderte zerrissen und zerhadert hat, die alte Kirche werde wieder in ihre Herrlichkeit eingesetzt werden, die abgesonderten Partheien und Sekten werden wieder in sie, als den allgemeinen Mittelpunkt, einfallen, und hinfort

werde in Europa nur Eine Heerde und Ein Hirte gesehen werden.

Auch wir wenden diesem frommen Streben und diesen schönen Hoffnungen gern unser Herz zu, auch wir gewahren in der großen Zeit, worin wir leben, und deren eigentliches Seyn und Werden uns eben, weil wir darin leben und wirken sollen, nicht verliehen ist klar anzuschauen, etwas Gewaltiges und Geheimes, was uns auf eine neue Herrlichkeit, auf eine neue Einigung jeder Tugend, und Wahrheit und Frömmigkeit hinzudeuten scheint, welche erhabene Einigung für Europa nach allen Zeichen der Zeit aus keinem anderen Volke als aus den Teutschen hervorgehen kann. Aber wir stehen noch an dem Uebergange, und erst unsere Urenkel werden wahrscheinlich erst die Morgenröthe dessen erleben, was vor unsern Blicken kämpfend zwischen Nacht und Licht noch als Dämmerung liegt. Noch ist der Gegensatz nicht weggenommen zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, und er kann und darf noch nicht weggenommen werden. Es ziemt dem teutschen Ernst und der teutschen Gründlichkeit und Frömmigkeit, den großen Kampf redlich und ritterlich auszufechten, bis die ehrenwerthen Streiter den Harnisch abschnallen und nach langer Entzweiung und unseligem Misverständniß einander als Brüder in die Arme fallen dürfen. Wer den Streit zerreissen oder durch Gewalt hemmen wollte, ehe er nach den Gesetzen des christlichen

Ritterthums ordentlich ausgefochten wäre, der würde etwas sehr Schlimmes thun. Wenn man beide Kirchen, sowohl die alte katholische als die neuen protestantischen, betrachtet, so kann man wohl sagen: wie sie sind, können sie nicht bleiben, weil ihr äusserlicher Bau, das eigentlich sichtbare Gebäude der Kirche, zu sehr zerbröckelt ist. Die äusseren Gestalten, Weisen und Gerüste sind veraltet, und stehen zum Theil schon fast als Ruinen aus einer fremden Zeit, woraus die schöpferischen und lebendigen Geister entwichen sind und worin manche Unholde und Gespenster sich eingenistet haben. Daher wird ein neuer äusserer Bau der Kirche sich nothwendig machen müssen. Wann dies seyn wird und wie es seyn wird, wer wagt das zu weissagen? und welcher Sterbliche ist überhaupt so vermessen, daß er das Tiefste und Geheimste der Menschheit, die Kraft, worauf alles Andere ruht, wovon alles ausgeht, und wohin alles zurückgeht, mit seines Geistes Spannenmaaße auszumessen und zu bestimmen sich unterfängt? Wie dunkel dies auch ist und wie viele Matte und Verzagte auch mit lauter Stimme Untergang und Verzweiflung rufen; wie sehr im Weinberge des Herrn auch unter der brennenden Sonne, auch im Schweiße des Angesichts, das keine Schatten kühlen und das keine Blumendüfte erquicken, gearbeitet werden muß, doch müssen die wackeren Winzer frisch seyn und das Geräth schärfen und die Herzen und Arme rüstig erhalten;

denn die Zeit wird kommen, wo die wüsten und leeren Plätze des Weingartens wieder mit grünen Bäumen und duftigen Blumen besetzt seyn werden.

Die meisten Katholiken werden mir diese Armuth und diese Mängel, die ich hier andeute, schwerlich eingestehen, und auch einige der andern Partheien werden dagegen Einwendungen machen. Die Ersten behaupten nach ihren Grundsätzen, welche sie unerschütterliche und unsterbliche nennen, ihre Kirche sey immer frisch, jung und lebendig gewesen, in ihr wehe und athme noch immer jener lebendige Geist, der in den Aposteln und Märtyrern so Herrliches vollbrachte und in den Heiligen so große Wunder that; es könne in ihr durchaus nichts veraltet noch todt genannt werden, das da als Schutt wegzuräumen und durch Neues zu ersetzen sey. Wenn wir nun — was sehr viel ist — die Unerschütterlichkeit und Unwandelbarkeit der hauptsächlichen Lehrsätze und Grundsätze der katholischen Kirche zugestehen, so können wir uns doch in Hinsicht der wirklichen schöpferischen Lebendigkeit dieser Kirche, worauf sich ihre Vertheidiger und Theilnehmer immer berufen, wahrlich nicht überzeugen, daß dieselbe so sey, wie diese behaupten. Es war einst eine solche freudige Zeit der Frische und Blüthe, im zwölften, dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, als die christliche Kirche ganz und unzerrissen stand, als das ganze Leben mit allen seinen Theilen, als

das Menschenthum und Bürgerthum, und alles, was jedes von beiden an seinem Theile erschaffet, mit ihr wie aus Einem Guß zusammengegossen und verbunden war. Aber jene große Zeit der Kirche verging, als die Reformation kam; und zwar war die Reformation nicht schuld an ihrem Vergehen, sondern weil sie im Vergehen war, darum mußte die Reformation kommen, und im Kampfe mußte die künftige Wiederherstellung versucht werden. Wir sehen in den unsterblichen Werken, welche der Geist jener freudigen Jahrhunderte in Tempeln und Bildern und Liedern und in den begeisterten Thaten der Ritter und Helden erzeugt hat, wie alles damals voll unmittelbaren Lebens und voll Kraft und Blüthe war; aber wir gewahren auch seit dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert die Erstarrung und Versteinerung, und daß die schöpferische und künstlerische Kraft auch aus dem katholischen Leben entwichen war. Vieles von Weisen und Gebräuchen auch in der alten Kirche hat mit den Jahrhunderten seine Bedeutung und sein Verständniß verloren, und wird einst von anderen ersetzt werden; und das Schöne und Erhabene, und alle die fröhlichen und lieblichen Bilder und Gestalten, die aus dem tiefen Ernst des Christenthums durch die Kunst gleich lebendigen Blumenknospen in das Leben hineinwuchsen und dasselbe bekränzten, sind von der spätern Zeit nicht mehr gefühlt und verstanden worden. Dies offen-

bart sich in vielen Dingen und Erscheinungen; dies offenbart sich am meisten in den Werken der Kunst. Geh in Italien, in Spanien, in Teutschland, geh in welchem Lande du willst, in die erste beste katholische Kirche, und vergleiche die Kunstblüthen des vierzehnten und funfzehnten christlichen Jahrhunderts mit den Blüthen des siebenzehnten und achtzehnten — und du wirst meiner Behauptung im Ganzen nicht widersprechen können. Jenes herrliche und einfältige und freundliche Alte in den Werken, und in den Weisen und Sitten, und in den Verzierungen beide des heiligen und des weltlichen Lebens der früheren christlichen Zeit von wie wenigen wird es noch empfunden und vernommen! Siehst du nicht häufig die trefflichsten Werke und Bilder bestäubt und zerschlagen in den Winkeln liegen, und alberne und bunte Jämmerlichkeiten, plumpe und todte mit Gold überstrichene Klötze und Fetische, welche wieder zur ersten Rohheit zurückzukehren scheinen, sind an ihre Stelle gesetzt; und die sie hinsetzten und die meisten derer, die sie beschauen, meinen, wie viel schöner sie sind, als jene verwiesenen. Da nun die christliche Kunst, die sich besonders in der Darstellung heiliger Gegenstände und Geschichten übte, der tiefste Ausbruch des Geistes jener Zeiten war; da die Kunst überhaupt die edelste Blüthe am Baum der Menschheit ist, die uns verkündigt, welcherlei seine Art ist — so sind diejenigen wohl thörigt,

welche ihnen selbst und uns einbilden wollen, die katholische Kirche habe nie eine Zeit der Ermattung und Absterbung gehabt, sie sey durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage in einem lebendigen geistigen Fluß geblieben, und treibe noch dieselben geistigen Blüthen, die sie vor tausend Jahren getrieben habe. Man kann ihnen antworten: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Man hat hiegegen häufig eingewandt, der Protestantismus habe in Teutschland die hohe Blüthe des christlichen Lebens und der christlichen Kunst zerstört; und dieser Einwand hat einigen Grund und Schein: denn freilich hat die große Kirchenspaltung mit ihren mächtigen Folgen Teutschland auf mancherlei Weise gehemmt und gelähmt. Aber geh nach andern Ländern, geh z. B. nach Italien und Spanien, wo der Protestantismus nie hat Wurzel fassen können, und sage mir: warum erscheint denn dort dasselbe, was in Teutschland erschienen ist? Auch da ist gegen den Ausgang des sechszehnten und gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts das Höchste und Frischeste des Lebens, der Kunst und des Ritterthums verblüht. Nachher nur Nachahmungen der früheren Jahrhunderte, Spiele mit fremden Eitelkeiten und Albernheiten, die ihnen eine Herrlichkeit däuchten — nichts als Tand, Ziererei, Steifheit und Magerkeit. O ein mächtigerer Geist, als der Geist Luthers und Kalvins war, hatte das herrliche Leben und

die herrliche Kunst des Mittelalters getödtet, der allmächtige Geist einer neu werdenden Zeit, welche unsichtbar alles Alte untergrub, und auch da, wo es noch zu stehen schien, keine Blüthen und Knospen aus demselben mehr treiben ließ. Das ist der Wille Gottes, wann Neues werden soll. Die Menschen scheinen dann ein paar Jahrhunderte zu schlafen und zu träumen, oder nur Thorheiten und Narrheiten zu thun, oder sie sind nichts als Schuttaufräumer und Steinhauer und Zimmerleute, welche den Stoff für einen Bau zubereiten sollen, den einst kühnere Geister mit frischem Schwunge der Kraft zum Himmel emporthürmen werden.

Freilich die Hauptgrundsätze der Kirche mögen ewig und unerschütterlich seyn; aber nimmer ist das Leben so blühend und lebendig, wie es in früheren Zeiten gewesen. Denn jegliches Ding muß sich nach aussen hin in seinen Werken und Gestalten offenbaren und Zeugniß geben, welcher Athem und Geist in ihm ist. Die also meinen, jenes alte Blühende und Musikalische des früheren Christenthums, das gleich einem ganzen Frühlingswald voll Vogelgesang und Blumenduft wirklich einst in der alten Kirche war, sey noch so da mit allen seinen kindlichen und süßen Fantasiespielen und heiligen Wahnen und lustigen Wundern, sind in einem großen Irrthum; so wie diejenigen, welche die Zeit gern in ihr selbst verkürzen und in sie selbst zurückführen mögten: welches Unterfangen

ein thörigtes und noch nie einem Sterblichen gelungen ist. Denn nicht durch die frommeste und gläubigste Rückkehr zu dem Alten, nicht durch einen sanftmüthigen und kindlichen Geist, der sich Gott und seinen Wundern unmittelbar wieder gefangen geben mögte, nicht durch die heissesten Wünsche und die treuesten Gebete kann wieder in das Leben zurückgebracht werden, was einmal daraus verschwunden ist. Nimmer werden die Menschen zur Gleichheit mit dem Alten kommen, und wenn es das Herrlichste und Menschlichste wäre, denn jedes Zeitalter hat nothwendig seine eigene Gestalt und Art; aber nach der Aehnlichkeit mit dem Alten und Vergangenen müssen sie streben in allem, was sie thun und machen. Denn was keinem Früheren ähnlich sieht, dem wird auch nichts Späteres ähnlich sehen, es ist überhaupt nichts. Die Weltgeschichte kann Jahrhunderte zeigen, die fast gestaltlos da liegen und bloß eine leere Linie sind.

Ich habe diese Andeutungen und Anspielungen nicht überflüssig gehalten in einer Zeit, wie die gegenwärtige ist, wo in der lebendigen und oft wilden Gährung der Kräfte und in der Wellenbrandung der sich selbst überlaufenden und überstürzenden Zeit häufig alle Begriffe und Meinungen sich verwirren und durchkreuzen und wo die größten Thaten und die ausserordentlichsten Erscheinungen hart neben den größten Albernheiten und Narrheiten liegen. Man hört jetzt lauter und häufiger

als je tausend und aber tausend Stimmen rufen: Die Zeit neigt sich allgemein zum Alten, der Protestantismus weicht dem Katholicismus, und nach wenigen Jahrzehenden werden die ausgerissenen Bergströme und Bäche, die sich verwüstend eine eigene Bahn gebrochen, wieder in den tiefen und ruhigen Strom der allgemeinen Kirche zurücklaufen. Wahrlich auch mir scheinen diejenigen nicht unrecht zu sehen, welche diese Hinneigung und dieses Streben entdecken; aber gewiß ist der Punkt der Vereinigung und Zusammenfliessung so nah nicht, als Vielen däucht. Denn vor allen Dingen muß, damit das Neue wirklich wieder alt werden könne, zuerst das Alte wieder neu werden. Wann diese Neigung, die sich erfreulich zeigt, Leben geworden ist, dann wird sich die junge Zeit in ganz andern Wundern offenbaren, und in Flammen wird die neue Hochzeit der christlichen Kirche gefeiert werden, in Flammen, die über Himmel und Erde zusammenschlagen und woraus die neue Welt wie ein Phönix aus seiner Asche hervorsteigen wird.

Die katholische Kirche und ihre Häupter scheinen mir in Hinsicht der Zeit und ihrer Behandlung gar nicht auf dem rechten Wege zu seyn. Sie scheinen zur Aufrechthaltung des Alten und zur Herbeiziehung der abtrünnigen Partheien Mittel gebrauchen zu wollen, die uns, am gelindesten gesagt, ungeschickt scheinen, den Zweck zu befördern, den sie erreichen wollen. Wahrlich Gewalt-

streiche und Listen, wobei man durch Schrecken und Künste erzwingen will, was allein Liebe und Ueberzeugung verbinden soll, werden das nie hervorbringen, was nur eine große Art, womit das Haupt der Kirche und seine Kardinäle handeln, und die mögliche Wiederherstellung der katholischen Kirche zu früherer Einfachheit und Würde vorbereiten kann. Am wenigsten glaube man, daß dialektische und sophistische Klopffechtereien auf dem Felde der Polemik, wie die Jesuiten sie vor zweihundert und funfzig und vor zweihundert Jahren oft nicht ohne Erfolg trieben, und blutige Streiche der Grausamkeit und Willkühr das große Werk beschleunigen werden, welches allein der Wille Gottes dort oben und die Tugend und Weisheit und Mäßigkeit hier unten einst zu Stande bringen wird. Der Pabst ist mit Recht gelobt worden, weil er das Unglück seiner letzten fünf Jahre mit Würde ertragen, und weil er schon früher vielen mit den Grundsätzen der Kirche unverträglichen Zumuthungen des ersten Konsuls und nachherigen ersten Kaisers von Frankreich Napoleon Bonaparte sich widersetzt und geweigert hatte. Man hatte darüber fast vergessen, daß er einst im Herbst über die beschneiten Alpen zog, und durch die Salbung und Krönung das Recht eines Mannes auf einen Thron, dessen rechtmäßige Erben noch nicht verzichtet hatten, vor aller Welt öffentlich anerkannte und vor dem Volke gewissermaßen bestätigte. Das

hätte der Pabst am wenigsten thun müssen; denn wenn alle Welt ungerecht wird und um weltlicher Zwecke und Vortheile willen das Unrechte thut, der Pabst darf es nimmer thun. Das himmlische Reich kann nur auf den Säulen des Stolzes und der Gerechtigkeit stehen; und wenn durch das Feststehen drauf auch die Welt zusammenstürzen sollte— es flüchte sich, wann die Erde zerstiebt, wieder in seinen Himmel. Auch jetzt scheint der Pabst, welcher stark und fest stand, als alles jämmerlich und karakterlos sich dem Bösen beugte, weil es, wie man sich entschuldigte, zu mächtig war, nicht ganz zu erfüllen, was man von ihm gehofft hatte. Er schreitet nicht in jenem stätigen Gleichmaaße fort, welches allein das Zeitalter wieder aufbauen könnte, sondern er macht Sprünge, die wieder auf ihn zurückspringen und der Kirche mehr schaden als frommen können.

Ich erinnere zuerst an die Wiederaufrichtung des Ordens der Gesellschaft Jesu. Daß es diese gewaltigen Säulen im sechszehnten, siebenzehnten Jahrhundert am meisten waren, welche die wankende alte Kirche stützten, und vorzüglich in Teutschland ihre letzten Trümmer zusammenhielten und retteten, das wird keiner leugnen, der mit der Geschichte jener Zeit nur einigermaßen bekannt ist. Aber alles in dieser Welt hat seinen Tag und seine Stunde, welchen es nicht entfliehen mag. Diese unentfliehbare Zeit kam auch für die Jesui-

ten in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Orden ging unter auf eine Weise, welche die Welt erstaunte. Die Männer, welchen man die ungeheuersten Mittel und die entschlossenste Kühnheit und die gelenkigeste Gewandtheit, sie zu gebrauchen, zugetraut hatte, wurden in einer mittelmäßigen Zeit und von mittelmäßigen Menschen wie durch einen leichten Lufthauch weggeblasen, ohne daß von der Kraft und dem Widerstande, welche alle Welt erwartet hatte, nur das geringste Große erschienen wäre. Was so leicht hingefallen ist, das soll man nicht wieder aufrichten. Auch wären die Jesuiten, wie sie zuletzt waren und wahrscheinlich noch sind, mit ihren Künsten und Listen der Dialektik und mit den schlimmeren Künsten schleichender und schmeichelnder und durch eine gefällige Sittenlehre alles beschönigender Gewandtheit und Zierlichkeit ein schlechtes Geräth der Kirche, welches ihr mehr schaden als nützen würde. Was durch List, Geschicklichkeit, Klugheit, und andere weltliche Künste zu gewinnen und zu erhalten war, das hat auch die Kirche durchgeprobt und durchgemacht, und dadurch wird in unsern Zeiten wenig mehr gewirkt für das Große und Ganze. Will die katholische Kirche endlich einmal wieder eine wirklich katholische Kirche werden, so muß sie auch in der Behandlung der äusserlichen Dinge und in dem Gebrauch der äusserlichen Mittel alles Weltliche und alles

Kleinliche durchaus von sich entfernen; vor allen aber muß sie das bei dem thun, was die höhere Zucht und Ordnung und den innerlichen Dienst betrifft. Nur durch Heiligkeit und Reinheit in den Sitten, nur durch Wahrheit und Ernst in dem Dienst, nur durch Stolz und Würde im Leben, nur durch zeitgemäße Wegräumung des veralteten Zufälligen in den äusseren Weisen und Ceremonien und durch Einführung solcher, die für die Bildung des jetzigen Zeitalters passen, nur durch christliche Sanftmuth und Großmuth gegen die Andersdenkenden, und dann endlich durch Niederschlagung aller Streite über das, was durch menschlichen Witz und Klauberei nicht besser verstanden und begriffen wird — nur durch eine solche Art kann sich die christliche Kirche wieder in Glanz und Ehre stellen.

Auch was in Spanien jetzt geschieht, zeigt sich Vielen von keiner erfreulichen Seite. So lassen sich die lebendigen Geister nicht fassen und ersticken, wie man es dort anfängt. Sie können wohl eine Zeitlang zusammengepreßt werden, aber sie werden mit doppelter Schnellkraft ausfahren zu ihrer Zeit, wann ihnen Luft gegeben wird, und sich dann vielleicht mit verderblicher Wuth entladen. Der Pabst und sein Kardinal Despuig, welchen man in den verhüllten Begebenheiten der pyrenäischen Halbinsel ein bedeutendes Mitspiel zuschreibt, zeigen durch die Art, wie verfahren

wird, daß sie hinter ihrer Zeit stehen, und beschleunigen vielleicht Ausbrüche und Erschütterungen, die ohne Henker und Kerker und Inquisition nicht gewesen wären. Spanien ist freilich durch seine Eigenthümlichkeit in Sitte, Art und Verfassung und selbst durch die Eigenthümlichkeit der Begebenheiten der letzten sechs Jahre den meisten Europäern fast ein verborgenes und verhülltes Land, man mögte sagen fast wie ein aussereuropäisches Land; es steht auch durch das Verhältniß seiner Bildung und Entwickelung zu dem übrigen Europa fast allein da, und man mag über das Volk und die Regierung nicht leicht ein allgemeines Urtheil aussprechen. Wir wollen auch die sogenannte jüngste Verfassung Spaniens, welche die Kortes während der Gefangenschaft des Königs in Frankreich entworfen hatten, keinesweges loben, sondern vielmehr bekennen, daß sie überhaupt zu dünn und metaphysisch, daß sie zu sehr eine papierne Verfassung war, welcher alle Schwere und alles Gewicht fehlte, als daß sie hätte bestehen können: es giebt Dinge, die nimmer ins Gleichgewicht kommen können, und solche tragen ihren geschwinden Untergang in sich. Aber wenn dies auch so ist, so muß man doch das traurige Schicksal der Männer bedauern, die in Spaniens schwersten Jahren nicht an dem Vaterlande verzweifelt, sondern in den Arbeiten des Friedens und des Kriegs tapfer für dasselbe ausgehalten

haben. Diejenigen, welche in nichtswürdiger Feigheit damals still saßen, und derjenige, der durch sie wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt ist, dürfen nicht als Bösewichter und Verräther Männer behandeln, welche es mit ihrem Lande und Volke gewiß redlich meinten, welche aber in den Mitteln, ihnen zu helfen und sie wiederherzustellen, irren konnten. Man erkennt auch in den schwächlichen Hin- und Hersprüngen und in dem unaufhörlichen Wechsel der Partheien und Personen, daß die Regierung ohne festes Ziel und mit einer Art von bösem Gewissen oft nur so hineintappt, daß sie misgeleitet wird, und zum Theil von Priestern misgeleitet wird, welche weder das Zeitalter noch das Volk kennen, und das Alte wiederherstellen wollen, was selbst in einem Lande wie Spanien nicht wieder ganz so zu machen ist, wie es in den Jahren 1806 und 1807 noch war.

Auch in Hinsicht Frankreichs wird die römische Hierarchie von Vielen getadelt, und sie meinen, daß der Pabst seine hohe Rolle jetzt nicht richtig aufgefaßt habe. Sie sagen, er vor allen habe den mächtigen Gott begreifen und ergreifen müssen, der fast sichtbar in die Geschichte hinausgetreten sey und einem solchen Diener und Darsteller seiner Majestät eine Bahn geöffnet habe, worauf er in Herrlichkeit und Großheit habe vortreten können, wie es wenigen seiner Vorgänger gegeben war. Sie meinen, er vor allen, der den gehei-

ligten Karakter eines Dieners der Wahrheit und Gerechtigkeit im Namen Gottes trage, habe gegen Frankreich diese erhabene Würde unerbittlich darstellen und mit großem Wort und mit großem Sinn Entschädigung und Wiederherstellung fordern müssen. Er dürfe nicht seyn wollen, was die Menschen einen politischen Mann nennen, er dürfe nichts sehen als das Gerechte und Wahre und müsse es ohne alle Rückblicke und Seitenblicke auf irdische Dinge und Vortheile vertreten und erstreiten. Am meisten aber haben sie ihn getadelt, daß er nicht sogleich nach dem Sturze des Korsen Bonaparte allen Raub, den die Franzosen so schändlich aus Rom entführt haben, im Namen der Kirche und Gerechtigkeit mit unerbitlicher Strenge wiedergefordert habe. Bei jedem Manne, in welchem ein großes Beispiel als Tugend auch die andern zieht und erinnert, werde Nachgiebigkeit als Schwäche und Vergessenheit als Sünde gescholten. Wer gegen die Mächtigen weich und gegen die Schwachen hart sey, bei dem dürfe nicht von seltener Würde des Karakters gesprochen werden.

Nie werden, wie ich oben schon gesagt habe, die Katholischen den Ausspruch gelten lassen, auch in ihrer Kirche sey vieles veraltet und müsse vieles anders werden. Sie behaupten, sie sey immer die Eine und dieselbe Kirche, sie stehe noch auf denselben Grundfesten, auf welchen Petrus und seine

nächsten Nachfolger sie verlassen haben, ihr Wort und ihre Lehre könne durch keine Zeit verändert und verwandelt werden und stehe im Strudel der Jahrhunderte unerschütterlich fest. Das kann man ihnen allerdings zugeben, wie denn das Innere und Geistige des Christenthums der Natur ist, daß es immer das Gleiche und dasselbe bleiben muß, wann das Zeitliche in dem Strom des Augenblicks als das Wechselnde fortgetrieben wird. Aber der äusserliche Bau der Kirche, und auch ihr innerliches Leben, in wie fern dieses geistige Leben wirklich in die Welt einfliesset und einwirkt, wie ganz anders sind sie und wirken sie, und wie ganz anders müssen sie seyn und wirken, als in dem vierten und fünften, ja als in dem vierzehnten und funfzehnten christlichen Jahrhundert! Das Wesen der Dinge bleibt in Ewigkeit, aber ihr Kleid wird unaufhörlich verwandelt durch die Zeiten; und wie sie anders sind und andere Strebungen und Triebe in den Geschlechtern der Menschen gebähren, so muß auch die Vermittelung und Hinausspielung des Geistes in das Leben eine ganz andere seyn, als die frühere gewesen. Selbst klimatisch nach den Völkern und nach ihrer Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit hat die katholische Kirche, welche sich die gleiche und dieselbe nennt, immer verschiedene Gestalten gehabt, und hat sie bis auf den heutigen Tag. Wahrlich ihr äusseres Wesen und Verhältniß würde besser und tüchtiger und

allgemeiner geblieben seyn und werden, wenn das, was sich in Hinsicht ihrer bei den verschiedenen Völkern als besondere Eigenthümlichkeit gestaltet und entwickelt und als Trieb und Neigung offenbart hatte, von den Häuptern der Kirche von jeher mehr gewürdigt wäre und noch gewürdigt würde. Das vorzüglich hat die Kirche sehr beengt und ihrer Großheit und Würdigkeit sehr geschadet, daß das Kardinalskollegium fast immer am meisten aus Italiänern bestanden hat. Hätte man aus allen katholischen Ländern nach dem Verhältnisse der Volksmenge die würdigsten, weisesten und gelehrtesten Priester als Kardinäle und Räthe der Kirche in Rom versammelt, wir würden heute eine ganz andere Kirche in der Christenheit sehen. Wenn ich in der allgemeinen und katholischen Kirche von besonderen Kirchen rede, so meine ich das verschiedene Gemüth der Völker, welche sich zu dieser Kirche rechnen. Wie ganz anders fühlt und verehrt der Mensch in Paderborn und Wilna seinen Gott, als der Mensch in Neapel und Lissabon! Daraus folgt, daß der Geist und die Lehre dieselben seyn und bleiben können, daß aber das Gefühl und die Ansicht, und also auch die Art und Gestalt auch hier vielfach verschieden seyn muß. Wie ganz verschieden z. B. war von jeher auch hier die teutsche Art von der italischen und hispanischen! und wie ganz anders wird sie auch künftig seyn! Wahrlich Millionen Menschen warten einer

künftigen teutschen Kirche im Licht und in der Wahrheit, wie sie ein so geistvolles und überschwängliches Volk verlangt, das von jeher das Sinnliche und Aeusserliche von dem Uebersinnlichen und Innerlichen mehr geschieden hat als die südlichen Völker, und das von den Anfängen seiner Geschichte an über alle Bilder und Zeichen hinaus zu dem Urbilde der Bilder emporgeflogen ist. Wann wird diese Kirche fertig seyn? Das weiß ich nicht; aber herrlich vorgebildet liegt sie in unserm Gemüthe und in jenen großen Zeichen, die wir in den Werken unsers Mittelalters als Propheten der Zukunft aufgestellt haben.

Da wir von einer teutschen katholischen Kirche sprechen, so scheint es hier an seinem Ort zu seyn, über eine gewisse klimatische Eintheilung Teutschlands in Hinsicht des Katholicismus und Protestantismus ein Wort zu sagen, weil man eine Scheidelinie gezogen hat, die bei näherer Beleuchtung gar nicht Stich hält. Man hat in vielen Büchern gelesen, und liest es hin und wieder noch, Nordteutschland sey das Land der Protestanten, Südteutschland hingegen das Land der Katholiken. So sey die verschiedene Anlage, Art und Neigung der Menschen, und so haben sie sich auch historisch offenbart. Ich sage, beides ist nicht wahr. Ganz Teutschland ist das Land des Protestantismus, und ohne die kräftigen Bemühungen und Arbeiten der Jesuiten und ohne den gewalti-

gen Karakter des Kaisers Ferdinand des Zweiten würde es jetzt größtentheils protestantisch seyn. Der Protestantismus, solange sein Strom in Begeisterung, oder nach den Ansichten und Gefühlen der Gegenparthei in Wuth und Wahnsinn daherbrauste, ergriff als eine Herrlichkeit oder ein Verderben, je nachdem man es ansieht, alles Reingermanische, welches seiner Natur zusprach. Ohne große Kämpfe wurden die meisten Teutschen, die Niederländer (vorzüglich, die rein teutsch oder meist teutschen Stammes waren), die Engländer, die Schotten, die Schweden, die Dänen, und selbst die Teutschen, welche jenseits unserer Gränzen in Kurland, Lievland, Siebenbürgen, und Ungarn wohnten, fast alle Protestanten. Ist hierin etwa ein Ungefähr? Wo in Teutschland die alte Kirche sich behauptete, da lag es nicht sowohl im Karakter des Volks, als im Karakter einzelner Erzpriester oder Fürsten, welche mit großer Tugend und Würde oder mit großer Kraft und Strenge das Alte vertheidigten und behaupteten. Auch an solchen Orten, wo eine Menge großer kirchlicher Anstalten, oder ausserordentliche Heiligthümer der Kirche, oder die Sitze der vornehmsten Bischöfe waren, erhielt sie sich, z. B. in Köln, in Trier, in Mainz, in den Bergkantonen der Schweitz um das Stift zu Einsiedeln, um die vielen Klöster und Stifter in Schwaben rc. Durchaus falsch ist aber die Ansicht, daß das Gemüth des teutschen

Süden dem Katholicismus mehr zusage, als das Gemüth des Norden; auch wird sie durch die Geschichte widerlegt. Alles, worin zur Zeit der Reformation besondere Regsamkeit und ungehinderte Freiheit der Bewegung war, ergriff den Protestantismus. Dies thaten z. B. fast ohne Ausnahme die meisten teutschen Reichsstädte: auch ist der Sinn des Protestàntismus mehr demokratisch als der Sinn des Katholicismus. Ihn ergriffen besonders die Bewohner der bergigen Lande, welche das Klare, Scharfe und Bestimmte mehr lieben, als die Bewohner der Ebenen, in deren Gemüthern auch Nebel schatten und wo dunkle Schwärmereien mehr heimisch sind. Auch ist es eine auffallende Erscheinung, welche für diese Behauptung spricht, daß die Anhänger und Bekenner der neuen Lehre in Italien und Frankreich meistens Bewohner gebirgigter Landschaften waren, z. B. Savoyens, des Delfinats, der Provence, des Languedocs ꝛc., und daß in Teutschland die Bewohner der Ebenen von Baiern und Münster die ernstesten und eifrigsten aller Katholiken sind.

Ich nenne jetzt einige südteutsche protestantische Länder: die Rheinpfalz mit den meisten ihrer jenseits des Rheins gelegenen zubehörigen Lande, das Elsaß, über die Hälfte Schwabens und Frankens, der größte Theil der Schweitz, die hessischen Lande, fast ganz Böhmen, Mähren, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, bis in der Je-

suitenzeit Ferdinands des Zweiten jene blutigen Verfolgungen kamen, welche die neue Lehre mit Feuer und Schwerdt vertilgten, welche aber dem Karakter der Bewohner dieser Lande Wunden geschlagen haben, die sie nie wieder verwinden werden. Die Urenkel der Hingerichteten, Geächteten, und Vertriebenen tragen hie und da noch das Gepräge eines Unheils, das ihre Väter weiland verdarb: etwas Stummes, Trübes, Verbissenes und Verschlossenes, auch wohl einen dumpfen Aberglauben, den man einen eingebrannten und eingegeisselten nennen mögte. Dies erscheint besonders in den Böhmen und Mähren und auch wohl in einigen Bezirken Südöstreichs. So erben durch die spätesten Geschlechter die Zeichen des Unglücks fort. Die Kinder der alten Kirche, die nicht abfielen, blieben in ihrer Gemüthlichkeit und Freundlichkeit; die Nachkommen der wieder hineingezwungenen und hineingemarterten Abtrünnigen aber tragen zum Theil bis auf den heutigen Tag noch die Spuren der Furcht und der Verfinsterung des Gemüthes, wodurch der schwere Rücktritt gehen mußte. Das kann man aber bestimmt behaupten, daß Teutschland jetzt fast ganz protestantisch seyn und wahrscheinlich Einem Herrn gehorchen würde, wenn der Katalane Ignaz Loyola nicht eine brennende Idee gefaßt hätte, und wenn die bairischen Wittelsbache und die öſtreichischen Habsburge der allgemeinen Neigung des teutschen

Volks und dem Triebe des Zeitalters, solange er Trieb war, gefolgt wären. Die Jesuiten und diese beiden Herrscherhäuser, die in ihre Gewalt fielen, und die vielen großen Stifter und Klöster, die vorzüglich um den Rhein und in Schwaben und Franken dichter zusammengedrängt lagen als im Norden, und sich also leichter und fester zusammenhalten konnten; auch die Vortheile des Reichsadels, der in den reichen geistlichen Erzämtern und Stiftern die Versorgung seiner jüngeren Söhne sah und der in Nordteutschland nie die Stattlichkeit und das Ansehen hatte als in Südteutschland — diese waren die Ursache, daß wir im südlichen Teutschland jetzt mehr Katholiken finden als im nördlichen.

4.

Ein Wort über teutsche Volksstämme.

Es ist in diesen Tagen, wo die verschiedenen Regierungen und Landschaften Teutschlands ihre Ansprüche auf Erweiterung oder nur auf Behauptung ihres Besitzes geltend zu machen suchen, vorzüglich aber in Hinsicht Sachsens und seines künftigen Schicksals, über die Verschiedenheit sogenannter teutscher Volksstämme so viel Gehöriges und Ungehöriges geschrieben worden, daß diese folgenden Worte, welche von Manchen wohl auch ungehörige genannt werden, hier auch noch stehen mögen. In diesen Aufsätzen hat man sich zum Theil wunderlich genug gebehrdet, und sich theils auf Unterschiede und Abstoßungen und Unverträglichkeiten berufen, die einst waren und jetzt nicht mehr sind, theils die wirklich bestehenden Unterschiede und Unverträglichkeiten zwischen einzelnen Bestandtheilen des teutschen Volks übertrieben, und für das, was man beweisen wollte, auf eine Weise gedeutet, welche in den Augen der Einsichtigen und Verständigen den bezielten Zweck eher zurück als vorwärts schiebt. Man hat dabei

besonders sehr auf dem Grundsatz gefußt, jeder Stamm müsse, damit seine Eigenthümlichkeit gebührlich gepflegt und erhalten werde, so sehr dies irgend angehe, seine eigene Regierung haben, damit so, indem jeder bei sich sein Einzelnes nähre und entwickele, das rechte Facit der Gesammtheit ächter teutscher Bildung herauskomme. Zugleich hat man dabei in einzelnen wirklichen Fällen zu zeigen gesucht, wie manche teutsche Herrscherhäuser nur auf den Umfang irgend eines besonderen Stammes beschränkt seyen.

Wir müssen mit jenen Beweisführern den Grundsatz, daß aus treuer Pflege und Entwickelung des Besonderen und Eigenthümlichen nur die würdige Gesammtbildung eines Volks hervorgehen könne, allerdings unbestritten gelten lassen; aber gegen jene absichtlich vergrößerte Verschiedenheit sogenannter teutscher Stämme, und gegen die unerlaßliche Bedingung, daß zum Heil des Ganzen auch jeder Stamm seine besondere Regierung, oder, genauer ausgedrückt, seinen besondern Herrscher haben müsse, könnten wir Vieles anführen, wovon wir hier nur einige Punkte flüchtig bestreifen wollen.

Die gemachte Bedingung besonderer Regierungen für die verschiedenen Stämme ruht zum Theil auf achtungswürdiger Liebe und Treue

der teutschen Menschen zu ihren Fürstenhäusern: sie wollen diese zum Vortheil des ganzen teutschen Vaterlandes ungern einer höheren und kräftigeren teutschen Einheit aufgeopfert sehen, wenn gleich veränderte Verhältnisse Europas und des Vaterlandes diese Kräftigung des teutschen Volkes durch Vereinigung größerer Ländermassen unter Einer Herrschaft fordern sollten. Aber man könnte diesen Bedingern die historische Frage vorlegen: Waren denn die Regierungen dieser einzelnen Stämme wirklich so ächt und teutsch, besonders so eigenthümlich stammteutsch, daß ohne sie die schöne Mannigfaltigkeit der teutschen Triebe, Anlagen und Strebungen, woraus, wie wir glauben, die teutsche Gesammtheit, die große teutsche Volksthümlichkeit zusammengegossen wird, lange untergegangen seyn würde? — und wir wären neugierig, wie sie uns darauf antworten würden.

Wie viele teutsche Hofhaltungen und Regierungen liessen sich zeigen und hätten sich seit drei Jahrhunderten zeigen lassen, wodurch eben das Teutsche nicht am meisten gepflegt und gefördert ward! wie mancher Hof leider, ach! wie mancher noch bis auf diesen Tag, wo vom Fürsten bis zu seinem Kammerjunker herab oft kein Mensch von teutscher Sitte, Sprache und Geschichte etwas wußte, alles aber die Sitten, Moden und Spra-

chen fremder Völker nachäffte, ja selbst mit der Nachäffung ihrer Laster prahlte! wie viele teutsche Länder, lange schon ohne ständische Verfassung, ohne bestimmte Regierungs- und Verwaltungsordnung, nach fremden Grundsätzen und mit einer Vermischung der verschiedenartigsten Gesetze regiert! Und doch ist die tüchtige Natur immer mächtiger gewesen, als die untüchtige Kunst; doch hat das Eigenthümliche und Teutsche, wenn es hie und da gleich verwischt ist, nicht ganz vertilgt werden können. Wenn dies wirklich so gewesen ist, wie keiner leugnen wird, der die jüngsten drei Jahrhunderte unserer Geschichte kennt, und wenn sich das eigenthümliche Teutsche dennoch so ziemlich geborgen und erhalten hat, so lächelt man billig über das Geschrei derer, welche aus der Vereinigung teutscher Einzelheiten zu größeren Staaten den Untergang der reinen und ächten Teutschheit weissagen. Man lächelt um so mehr darüber, weil bei dem Streben nach Freiheit und Gesetzlichkeit, welches dem teutschen Volke als eine uralte Gottesgabe angebohren ist, sich nicht fürchten läßt, daß in teutschen Landen Willkühr und Knechtschaft je eine lange Herrschaft behaupten werden. Man mag auch, um sich von dieser grundlosen und abergläubischen Angst zu erlösen, die Blicke nur über das Meer hinauswerfen, und sehen, wie verwandte germanische oder doch größtentheils germanische Brüder in Schweden und England

leben. Ueber ganz Schweden gebietet Eine Regierung und Ein Gesetz, aber in Gebräuchen, Weisen, Neigungen und Eigenthümlichkeiten mancherlei Art ist zwischen den verschiedenen Landschaften der größte Unterschied; wie besondere Naturanlagen, Verhältnisse früherer Zeiten, die auch in dem spätesten Geschlechte wiederscheinen, und Himmel und Erde, und so vieles Andere, was auf die Menschen nothwendig einwirkt, sie hervorgebracht haben und noch täglich hervorbringen. Eben so ist es in England. Aber dessenungeachtet fällt es in Schweden und England niemand ein, daß zur rechten Entwickelung und Ausbildung des Schwedischen und Englischen nöthig sey, daß z. B. Schonen, Westmanland, Helsingland, Sussex, York und Cornwallis von besonderen Königen regiert werden.

Auch in Teutschland sind alte und neue Verschiedenheiten der verschiedenen Stämme und Lande, aber keine so große und unverträgliche, wie die Herren, welche das Große und Mächtige scheuen, in ihrem heiligen Eifer für das Kleine und Einzelne sie hinzustellen wagen. Diese Verschiedenheiten sind theils uralt, aus verschiedenen Sprachweisen, Neigungen, Gesetzen, Regierungsarten, und Gewerben gebohren, und durch sie beurkundet; theils neuer, durch besondere Verhältnisse späterer Zeiten, durch verschieden wirkende Regierungen und Religionen, und durch Himmel und

Erde, die immer ein gewaltiges Recht auf den Menschen behaupten, erzeugt. Jene uralten Verschiedenheiten haben sich jedoch im Ablaufe von tausend Jahren durch eine gemeinsame christliche Religion, durch ein gemeinsames Verband unter Einem Kaiser und Reiche, und durch eine mehr und mehr zusammenfliessende und sich zusammenbildende Sprache sehr abgeglättet und ausgeglichen, sind aber auch in jenen früheren Zeiten des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nie so schroff und jäh abstoßend und aus einander laufend gewesen, als Manche sich dieselben unhistorisch gedacht und dargestellt haben. Jene Verschiedenheiten aber, welche wir neuer nennen, und welche im Laufe der Zeit bei jedem Volk entweder als etwas Beharrliches, Natürliches und Nothwendiges sich befestigen, oder nur gleich andern Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten als Geburten des Augenblicks entstehen und vergehen, sind gar nicht von der Art, daß sie unübersteigliche Scheidewände zwischen den besonderen Theilen eines Volks aufführten. Ueberhaupt wage ich es, kühn zu behaupten, daß mir zwischen den verschiedenen sogenannten teutschen Stämmen nirgends die Unverträglichkeit und Unvereinbarkeit erscheint, welche sie unfähig machte, unter Einer Regierung und Einem Gesetze zu stehen, so daß doch das ächte und reine Teutsche, die rechte Eigenthümlichkeit und Volksthümlichkeit des Ganzen da-

bei ungefährdet bliebe. Denn gottlob Teutschland ward zu Theil, was wenigen andern Ländern zugefallen ist, von einem Volke derselben Art und desselben Ursprungs bewohnt zu seyn; denn wenn wir wenige östliche Gegenden ausnehmen, wo noch einzelne slavonische Stämme sitzen, dürfen die meisten übrigen sich rühmen, von Germanen abzustammen.

Eine sich durchaus widersprechende und ausschliessende teutsche Art gestatten wir also überhaupt nicht, noch jenen durch die Absichten, womit er hingestellt worden ist, berüchtigten Unterschied zwischen dem Süden und dem Norden von Teutschland; sondern wir sehen gottlob hundert und aber hundert Punkte, wo alle Einzelheiten und Verschiedenheiten zu Einer teutschen Gesammtheit zusammenlaufen. Indessen zeigen wir spielend einige Unterschiede und Abweichungen und wieder einige Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen verschiedener teutschen Lande und Völkerschaften.

Offenbar finden sich in Teutschland, neben geringeren Spielarten und Seitenkindern der Sprache, zwei in Karakter und Sinn, die sie darstellen, sehr verschiedene Dialekte, von welchen man den einen die platte, den andern die hohe, den einen die niederteutsche, den andern die oberteutsche, auch wohl den einen die sassische, den andern die allemannische Mundart zu nennen pflegt. Diese

beiden Mundarten laufen auch mit bestimmt verschiedenem Karakter durch die verwandte schwedische Sprache in ihren verschiedenen Landschaften des Gothen- und Schwedenreichs hin. Die sassische Sprache herrscht im Nordwesten von Teutschland mit mancherlei Spielarten von der Memel an bis über Jülich und Aachen hinaus, so daß sie von der Warthe, der Elbe, dem Harz, den hessischen und nassauischen Landen und der längs der Mosel hinlaufenden Eifel begränzt wird; ihre nächsten Verwandten sind das Schwedische, Dänische, Holländische, Flamländische; nicht unbedeutende Zweige von ihr laufen in das Elsaß, in Südschwaben, und in mehrere Striche der Schweitz hinein. In Teutschland war das Volk, von welchem sie ausging, meistens zwischen dem Harz, der Niederelbe und dem Rhein wohnhaft, und hieß, früher in mancherlei Namen und Völkerschaften getheilt, von dem dritten Jahrhundert an die Sachsen; durch Eroberungen und Kolonien ging diese Mundart seit dem zehnten und den folgenden Jahrhunderten weiter gegen Osten und Norden hinaus. Die Menschen, welche diese Sprache sprechen, sind im Ganzen sehr fest, bedächtig, treu, tapfer, gutmüthig, fröhlich, und hartnäckig an ihrer Art und Weise hangend, wiewohl auch in ihnen wieder manche kleinere Unterschiede und Seitenschattierungen des Karakters erscheinen: ich spreche hier von dem Preussen, Pommer, Märker, Mecklen-

burger, Holsteiner, Braunschweiger, Westfalen, Friesen, Berger, Kölner, Clever, Jülicher rc., und schliesse die Holländer und Flamländer als die nächsten an. — Von diesen fortgehend finde ich zwischen der Mosel und Queich und auch jenseits des Rheins zunächst ein leichtes und fröhliches Menschengeschlecht, worin sich hin und wieder offenbar noch italiänische Spuren zeigen. — Gleich neben ihnen südlicher, zwischen den Vogesen und dem Rhein, die allemannischen Elsasser, ein starkes, ernstes Geschlecht, kräftig gegliedert, und von jähem, derbem und festhaltendem Sinn. Diesen ähnlich ein großer Theil der Schwaben und der Schweitzer, wo ich zu Hunderten Menschen finden will, deren Ernst und Schwere ich unbekümmert neben den Friesen, Holsteiner und Pommer stelle. — Die Baiern folgen, treu, gutmüthig, schwer, zäh und ernst, trotz irgend einem nördlichen Stamme, sich und ihr Wesen hartnäckig festhaltend und behauptend. — Der Tyroler ist ein lebendiger, freudiger Bergmensch, in welchem hie und da die Verwandtschaft mit Italien und mit italischen Stämmen durchspielt. — Der ächte Oestreicher ist der Bruder des Baiern, stark, schön, freundlich, ernst und bedächtig; doch in vielen seiner Lande spielt schon eine gewisse slavische Leichtfertigkeit und Wildheit, die eben gar nicht auf südlichem Feuer ruht. — Der Nordschwabe, der Franke, der Thüringer ist der alte Bergbewohner (der Hermundure

und Thervinger), der Menge nach betrachtet leicht der lustigste, beweglichste und aufgeräumteste Mensch im teutschen Volke. — Zwischen ihm und dem Westfalen in der Mitte an Art und Karakter liegt der Hesse, zu welchem ich die von Nassau, von der Wetterau, Hanau und Fulda mitrechne: der alte feurige und ernste Katte, an welchem man bis diesen Tag die Grundlinien von Tacitus Zeichnung unverwischt erblickt.

So wie hier in vorüberfliegenden und leichten Schatten angedeutet ist, läuft Leichtigkeit und Schwere, Ernst und Spiel mannigfaltig schattirt durch die teutschen Völker und Lande hin; was sich an dem Einzelnen noch weit mehr ausführen und zeigen liesse, wenn hier für das Breite die Stelle wäre. Aber wohin man sich auch in dem plötzlichsten Wechsel versetzt, von Strasburg nach Flensburg, oder von Königsberg nach Köln, immer begegnet einem etwas Gemeinsames, was einem nicht fühlen läßt, als ob man unter Fremden sey, etwas Treues, Gemüthliches, Zuverlässiges: mit Einem Worte jenes Herrliche, allen Angehörige begegnet einem, welches mit Recht das Teutsche genannt wird.

Was nun die Kursachsen und ihren Stamm betrifft, so muß hier die historische Unwissenheit gerügt werden, mit welcher fast alle, welche in den letzten Monaten über sie geschrieben, sie zu Urenkeln jener gewaltigen alten Sachsen gemacht

haben, welche mit den Römern und nachher mit Pipin und seinen Nachkommen so herrliche Kriege um die Freiheit geführt haben. Jene haben mit diesen alten Sachsen nichts gemein, oder gewiß nicht mehr als die Preussen und Pommern und andere Nordteutsche; denn einzelne Kolonisten aus dem Sachsenlande mögen auch zu ihnen gekommen seyn. Jene alten Sachsen wohnten gegen Osten hin nicht weiter als um den Harz und um die von ihm durch die braunschweigischen Lande hinströmenden Flüsse; in dem jetzt zuletzt das Königreich Sachsen genannten Lande saßen aber um das siebente, achte und neunte Jahrhundert westlich Thüringer, östlich slavische Stämme, die erst in den folgenden Jahrhunderten theils unterjocht theils verdrängt und deren leere Sitze von wieder einwandernden Teutschen besetzt wurden. In diesen Zeiten entstand eine Markgrafschaft Meißen und eine Landgrafschaft Thüringen, welche durch eine Heirath verbunden wurden. Die Herrscher dieser Lande hatten auch die Stadt Wittenberg mit dem umliegenden Gebiet erworben, welches zum Herzogthum Sachsen gerechnet ward. Als Herren großer teutscher Länder wurden sie Kurfürsten des Reichs und nannten sich Herzoge und Kurfürsten zu Sachsen; ihre Meißner und Thüringer fingen an sich Sachsen zu nennen. Später haben Viele den Ursprung des Namens nicht gewußt und die ganze herrliche Geschichte jenes alten westlichen Sachsen-

landes hieher in die Mitte von Teutschland gepflanzt. Viele gebehrden sich jetzt auch, als wissen sie ihn nicht, und wollen auf einen Irrthum Ansprüche gründen, die, selbst wenn sie wirkliche Ansprüche wären, in unserer Zeit und bei den Verhältnissen des Volkes und Vaterlandes doch als unzulaßlich und unstatthaft abgewiesen werden müßten.

Das Lächerlichste aber bei allen diesen Uebertreibungen der Stammverschiedenheiten, die in Teutschland seyn sollen, ist, daß die Vertheidiger der Sachsen, welche ihnen durchaus die erste Stelle unter den Völkerschaften des Vaterlandes erstreiten wollen, sich gebehrden, als wenn von Natur nichts ungleicher und unverträglicher wäre, als der Märker und Pommer und der Sachse und Thüringer, da doch so viele Aehnlichkeiten und Berührungen der Völkerschaften und so viele natürliche Verhältnisse und Verbindungen der Länder da sind, welche die Vereinigung derselben unter Einem Herrscher sogar wünschenswerth machen müssen, der höheren politischen Vortheile zu geschweigen, welche für ganz Teutschland daraus erwachsen, daß Preussen groß und mächtig wird. Was wir hier sagen und oben gesagt haben, soll aber den Sachsen kein Unglimpf seyn, die wir für eine der bravsten und trefflichsten teutschen Völkerschaften halten. Viele aber stellen sich bei dem Gedanken einer möglichen Vereinigung mit Preussen so un-

gebehrdig, als wenn die Sachsen, welche dann mit dem tapfersten, kriegerischesten und rechtlichsten Volke verbunden werden würden, an Huronen und Irokesen zur Abschlachtung überliefert werden sollten.

5.

Ist der Mensch ein schweigendes oder ein sprechendes Thier?

Ein Italiäner hat unter dem Titel: Gli animali parlanti, oder: Die sprechenden Thiere, ein Buch geschrieben, welches als ein geistreiches Buch gerühmt wird. Und in der That, wenn man die Thiere mit den Menschen, oder vielmehr, wenn man die Menschen mit den Thieren vergleicht und Gestalt und Art und innere und äussere Triebe der beiden Hauptdarsteller der Schöpfung, wo sie zusammentreffen und wo sie aus einander laufen, neben einander und gegen einander stellt, so läßt sich gewiß sehr viel Scharfsinniges, Witziges und Wahres sagen, was tief in die Welt der Leiber und Geister führt und die Gedanken in die Abgründe und Höhen des Glaubens und des Aberglaubens reißt. Ein anderer Mann hat viel gefragt, ob der Mensch ein schweigendes oder sprechendes Thier zu nennen sey? Eine Frage, die um so statthafter ist, da die Sprache nach der Meinung Vieler das Bezeichnendste ist, was das Thier, Mensch genannt, von den übrigen Thieren unterscheidet. Beiläufig sage

ich, daß ich das Wort Thier bei dem Menschen nur gelten lasse, in so fern es gleich dem lateinischen Worte animal und dem griechischen ζῶον überhaupt nur ein lebendiges Wesen bezeichnet; denn sonst darf nur derjenige Mensch mit diesem Namen genannt werden, welcher sich durch thierische Lüste und Begierden freiwillig von dem Range der Geister heruntersetzt.

Was nun die Frage selbst betrifft, ob der Mensch ein schweigendes oder sprechendes Thier zu nennen sey? so mögte ich antworten: Beides; ja ich mögte sagen: er soll mehr ein schweigendes als ein sprechendes Thier seyn. Der stumme Ernst, das denkende Schweigen, die ruhende und in sich selbst verhüllte Majestät des Willens, die sich zuweilen in die Tiefe der Geisterwelt und in die Liebe der Entzückung, womit das Lichtleben zieht, versenken muß — alles dies gehört vorzüglich dem Wesen an, welches auf unserem Planeten das Bild und der Darsteller höherer Gewalten ist, als welche mit sichtbaren Augen gesehen und mit hörbaren Klängen vernommen werden können. Ich mögte sagen: der Mensch ist ein sehr ernstes Thier und soll ein sehr ernstes Thier seyn. Freilich heißt dumm und stumm in gewissem Sinn einerlei. Viele schweigen aus angebohrner Dummheit und Faulheit; aber es schweigen auch fast stumm Manche, in welchen übermächtige Geister wohnen und brüten. Was immer schweigt, ist

meistens bedeutender, als was immer klingt. Der eine hat oft zu viel, der zweite hat immer zu wenig: die Nachtigall und die Lerche schweigen lange Monate im Jahre, die Krähen und Sperlinge hört man jeden Tag krächzen und schnattern.

Man könnte die Völker gleich den Vögeln eintheilen in schweigende und in sprechende Völker nach dem Maaße dieses Zuviel und Zuwenig; und bei näherer Beleuchtung des Einzelnen ihrer Arten und Eigenthümlichkeiten würden sich sehr lichte und lehrreiche Durchblicke ergeben. Auch die Aehnlichkeit würde sich finden, daß, wie die Krähen und Sperlinge mit ihren Vettern und Verwandten die Nachtigallen und Lerchen geradezu für gebohrne Dummköpfe halten, die sprechenden Völker von den schweigenden dieselbe Meinung hegen. Dies können wir Teutsche am besten wissen, weil es uns jeden Tag begegnet; denn die Plapperer und Schnatterer verhöhnen uns als die Faulen und Dummen, weil sie glauben mit ihren klingelnden Worten nichts als Geist und Witz auszuströmen, und weil ihnen unsere trübe Schwere und unser stummer Ernst nur Trägheit und Tod zu seyn scheint. Ich meine hier das sprechendste Volk von allen europäischen Völkern, die Franzosen, welche uns immer vorwerfen, daß wir nicht sprechen können. Diesen Vorwurf können wir uns gefallen lassen, weil er, wie mancher andere Tadel, das Gradentgegengesetzte lobt. Auch haben sie nicht

einmal ein Recht zu urtheilen, weil sie nichts von uns wissen. Denn wer unsere Sprache nicht versteht, der kann auch nicht entscheiden, ob wir sprechen können oder nicht. Wenn Sprache und Vernunft in gewissem Sinn zusammenfällt, wenn das Sprechen nichts Anderes ist als das Ausbrechen und Ausblitzen des Geistes, so ist es noch sehr unausgemacht, ob das gemeine Sprechen, das, was die Franzosen, und die Andern, die uns in ihrem Sinn tadeln, sprechen nennen, überhaupt ein vernünftiges Thun und Treiben ist. Geist können teutsche Menschen sprechen, trotz allen andern Völkern und Menschen, wo das Menschliche angerührt und bewegt wird, wo Liebe, Freundschaft, Treue und alle Gemüthlichkeit und Herzigkeit, die in diesem wackeren und glücklichen Volke aus so reichen und unerschöpflichen Quellen sprudelt, in ihnen anklingt; aber das Sprechen von Nichts und für Nichts, das bloße Klappern und Klingeln der Eitelkeit und Leerheit hat ihnen bis diesen Tag nicht gelingen wollen: und wir beten zu Gott, daß es ihnen nie gelingen möge. Wenn sie es da den sprechenden Völkern, oder vielmehr dem sprechenden Volke, den Franzosen, gleich thun wollen, so werden sie für die Dummheit, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit, die sie in der eitlen Thorheit offenbaren, mit Recht von denen ausgelacht, welchen sie nachäffen wollen. Der Teutsche in den sogenannten Ziergesellschaften und an ästhetischen

Theetischen, wo die Lüge und Eitelkeit und Feinerei mit einander wetteifern und ihre blanken Pfauenfedern ausspreitzen, erscheint bis diesen Tag als das linkischeste, albernste und armseligste Thier; zum Weinen, ja zum Heulen kläglich, wenn er sich dann selbst in seinem eigenen Spiegel beschauen könnte. Er lernt nie mit wälschen Windbüchsen schiessen, die weder Feuer noch Knall geben; auch der schlechteste von den Teutschen hat noch so viel Gewissen, daß er die Sünde der Sünde fühlt: und mit dem Bewußtseyn des Nichts kann man mit den bunten Seifenblasen nicht spielen. Die Franzosen können unaufhörlich aus leeren Wolken blitzen, aber sie können selten donnern. Sie müssen daher sich und uns mit chinesischen Kunstfeuerchen, mit kaltem phosphorischem Theaterschimmer, und mit Pülverchen, die sie in die Luft auffliegen lassen, unterhalten und ergötzen: und darin sind sie Meister, weil sie unglaublich lange in dem Nichts aushalten können. Der Teutsche aber ist albern in allem, wobei kein Gemüth ist, und muß endlich mitten in der Eitelkeit, wann er sich matt geängstet hat, zum Schluß gelegentlich noch ein Sündenbekenntniß ablegen oder ein wimmerndes Stoßseufzerlein ausstoßen, das ihn von dem Teufel erlösen soll; er kann das Nichts nicht unschuldig thun, darum sollte er davon bleiben. Uebrigens, wo die natürlichen Verhältnisse und Gefühle ihm das Herz öffnen, ist er mehr ein sprechender Mensch, als der

Franzose. Mit einigen Freunden allein, mit seiner Frau, mit seinen Kindern eingeschlossen, da gähnt der Franzose und fühlt sich bald unbehaglich; er muß ein Theater haben, wo er gehört wird und wo er sich selbst hört: er thut ja alles für Andere, nichts für sich. Der Teutsche hingegen spricht viel und spricht gut, wo das innere Saitenspiel seines Busens berührt wird, wo seine Augen in Augen schauen, die ihn lieben, und wo die Brustwände ihm gegenüber, gegen welche seine Worte klingen, nicht durch Eitelkeit verstimmt sind noch das Anklingende gefühllos zurückstoßen.

Aber nicht allein sprechen soll der Mensch; er soll auch reden. Durch das ewige Sprechen, durch das unaufhörliche Umrollen und Wechseln der Worte und Begriffe gewinnt der Franzose eine unglaubliche Geläufigkeit und Gewandtheit in dem Kleinen und Gewöhnlichen, worin er wegen dieser Uebung den Teutschen offenbar weit übertrifft. Aber während die unteren Kräfte und die kleinen Geister des Gemüths durch diese Art gereitzt, geweckt und gewetzt werden, wird der große und schaffende Geist durch das thörigte Treiben geschwächt und erstickt, oder so verkleinert, wie ein stolzer Strom im Sande verrinnen muß, dessen Wasser man in hundert Gräben und Kanäle ableitet. Das Stolze und Tiefe mag nicht bleiben, wo das Eitle und Flache immer obenan seyn will. Diese prunkende Eitelkeit der übermüthigen und nimmer stillen

Zunge ist eine Art Liederlichkeit, welche die edelsten Kräfte des Gemüthes ausleert und vergeudet. Wenn daher der Ausdruck des hohen Lebens und des überschwänglichen Gefühls verlangt wird, wenn die unsichtbare und geistige Welt, als das Gebilde eines unbegreiflichen Seyns und einer überirdischen Ordnung, in der Kunst hervortreten soll, dann zeigt sich bei den Franzosen augenblicklich die ungeheure Kluft, die zwischen dem Sprechen und Reden liegt: es zeigt sich, daß der leichte Mensch, welchem das gemeine Sprechen wie glatte Seifenkugeln über die Zunge rollt, das Reden machen muß. Man sieht, mit welcher Zurüstung er sich auf den Kothurn stellt, wie er Hände, Arme, Brust und Schenkel zurecht legt und richtet, wie er jede Gebehrde schulmeisterisch ordnet, jedes Wort künstlich wägt und misset; er rollt und braust nichts wie von Gott, nichts aus unmittelbarer Kraft und unwillkührlicher Begeisterung hervor, er ist abgerichtet, geängstet, feierlich und getrieben, und muß die Armuth der Natur durch die strenge Gemessenheit der Regel und durch den Pomp und Schimmer der Worte zu bedecken suchen. Auch der Teutsche kann noch wenig reden, und ich will auf den Grund hinweisen, warum er dies noch nicht kann. Dieser Grund liegt nicht darin, daß er überhaupt zu wenig spricht, daß er zu sehr ein schweigender Mensch ist, sondern daß seine vornehmen Klassen, seine Fürsten und Herren, sich

lange geschämt haben teutsch zu sprechen, und jetzt kaum mehr teutsch sprechen können. Diese, welche den Glanz und die Herrlichkeit des Volkes nach aussen hin darstellten, und welche die Ritterlichkeit und Hoheit des Lebens vor allen andern vertreten und in sich tragen sollten, gingen nicht in der Art und Gestalt ihres Volkes einher, sondern hatten sich eine fremde und zwitterartige Zierlichkeit und Prunkerei angelegt, in welcher sie sich possierlich genug ausnahmen. Von ihnen ward in der teutschen Sprache also die Ausbildung desjenigen Theils versäumt, den sie vorzüglich bearbeiten und entwickeln sollten. Denn daß ein Professor oder Landrichter oder Handwerksmann ihre Rolle übernehmen und gleich Kaisern und Königen und Rittern darstellen und sprechen sollte, war unmöglich, und auch selbst das bloße Theaterspiel damit konnte bei einem so wahren und natürlichen Volke, als die Teutschen sind, nicht gelingen. Auch alles Andere hat uns lange gefehlt, wodurch ein sprechendes Volk auch ein redendes wird, nämlich die männliche und freie Verhandlung der öffentlichen Geschäfte und politischen Angelegenheiten: Keine redende Gemeinheiten, keine freie und mit der Freiheit und dem Stolz des Wortes auftretende Volksversammlungen und Landstände, sondern alles in die Kammern und Winkel zurückgedrängt, und die matte Schreibfeder herrschend für das gewaltige Wort. Die einzigen redenden Menschen bei den

Teutschen sind die Priester und Professoren geblieben. Die Priester, die Diener des Unsichtbaren und Ueberirdischen, dürfen ihrer Natur nach die Waffen weltlicher Künste und die aus weltlichen Trieben strömende Begeisterung wenig gebrauchen; der Geist des Evangeliums ist wie der Blumenthau und Sternenglanz der himmlischen Welt, wo die Milde und die Heiterkeit und die Glückseligkeit wohnt, und wo das Brausen und Wogen des irdischen Getümmels nicht mehr vernommen wird; der Geist des Evangeliums ist ein stiller und sanftmüthiger Geist, und still und sanftmüthig muß die Rede dessen seyn, der es verkündigt, so daß die Worte wie linde und zarte Tropfen des warmen Sommerregens in die Seelen träufeln, und keine Löcher und Gruben, noch weniger Bergströme durch ihren Boden reissen. Der Professor freilich könnte mit einem mächtigeren und weltlicheren Athem auf seine Zuhörer brausen, wenn die zu schwere Gelehrsamkeit und oft auch die zu schwere Arbeit ihm die Kraft nicht lähmten, und wenn aus Büchern und abgezogenen Studien in der Verschlossenheit des Lebens diejenige Gewalt geholt würde, welche allein aus dem ganzen lebendigen Gewimmel der Natur und des Volkes und aus dem kräftigen Mitgefühl mit demselben geschöpft werden kann. Doch dürfen wir behaupten, daß in unserm Gemüthe und in unserer Sprache die Tiefe und Hoheit und der Klang und Glanz

sind, womit der Redner seine Waffen rüsten und schärfen kann. Mächtig sind die Geister, die sich jetzt in uns regen; sie schwingen ihre Adlerflügel zu einer Höhe, aus welcher sie eine ungeahndete Herrlichkeit herabbringen müssen; in der Idee ist schon Großes gebohren, in der That ist Großes gethan, aber im Leben ist das Große noch nicht befestigt: wir haben noch keinen Staat, sondern wie ein Chaos schwimmen die einzelnen Theile des Vaterlandes auf der blinden, lichtlosen und seelenlosen Tiefe umher, und stoßen und treiben oft krachend gegen einander, so daß man bloß dadurch zuweilen inne wird, daß ein neues Leben gemacht und gebildet werden soll. Wann diese einzelnen Theile sich gesetzt und befestigt haben, wann der große teutsche Staat im gesetzlichen Umtriebe und Einklange geordnet ist, wann die einzelnen Glieder des Staats nicht mehr als todte und faule Leiber da liegen, sondern als unabhängige Stände auftreten, und, von dem hohen Stolz der Zeit getragen, das äussere Staatsleben darstellen und in Wort und That gestalten und erhalten — dann erst ist die Zeit gekommen, wo man wird sagen können, daß die Teutschen auch reden können.

Wir dürfen uns unserer herrlichen Sprache wohl rühmen, wenn wir sie mit vielen anderen Sprachen vergleichen. Das ist gewiß nicht das Schlechteste an ihr, daß sie der fremden Hülfen nicht bedarf, um die reichsten Ideen und die viel-

seitigsten Weltanschauungen auszudrücken, und daß sie in ihrer reinen Ursprünglichkeit so eigenthümlich ist, daß das Fremde, was wir so leicht in sie einschwärzen lassen, durch die innere Gewalt ihres lebendigen Stromes bald wieder zur Oberfläche getrieben und ausgestoßen wird. Wie wir ein reines und ungemischtes Urvolk sind, so haben wir unsere Sprache rein und ungetrübt erhalten, einen lauteren Abdruck unserer Art und unseres Gemüthes, ein unschätzbares Kleinod unserer Herrlichkeit, einen Probierstein unserer Tugend oder Entartung, woran wir immer gewahren können, wo wir stracksweges gehen und wo wir abgewichen sind. In dieser uralten und heiligen Sprache ist ein Licht und ein Glanz und eine Seele, ein Klang und ein Muth der unmittelbaren Vernunft, die unsre Urväter zu einem der edelsten und würdigsten Völker der Erde stämpeln. Aber wir Teutsche, den übrigen Völkern Europas gegenüber gestellt, sind bis jetzt noch immer in einer wunderbaren Lage gewesen. Teutschland goß aus seinem reichen und gebährenden Schooße die meisten Keime aus, aus welchen nach dem Sturze des mürben römischen Kolosses die meisten neueren Völker unsers Welttheils hervorgegangen sind. Es selbst trat darauf auf seinem eigenen Boden mit den andern in die Schranken, und überwand an Freiheit, Tugend, Tapferkeit, Kunst und Wissenschaft die meisten. Nun ist es seit drei Jahrhunderten gleich-

sam wieder in sich zurückgetreten, und hat sich verhüllt, wie eine Frau sich verhüllt, deren Stunde zu gebähren gekommen ist; und wegen dieser Verhüllung kennen die Fremden es nicht, wir aber können großer Dinge warten, die aus ihrem Schooße entspringen werden. Schon stehen die Teutschen da, herrlich gerüstet zu allem Schönen und Guten, aber wie Riesenkinder; sie kennen ihre Gewalt noch nicht. Wann sie zum Gefühle der Kraft kommen, welche in den mächtigen Gliedern wohnt, werden die Spitzen der alten Berge beben und die Meere aus ihren Ufern treten. Dann wird auch die Sprache wieder da stehen in jugendlicher Schönheit und Lebendigkeit, und wieder seyn, was sie einst war, und werden, was sie werden soll. Getrost aber können wir um uns her schauen und still können wir es dulden, daß die übrigen Völker in ihrer Verblendung oder Einbildung uns nicht anerkennen und ehren wollen. Denn so groß ist unsere Tiefe und so verborgen unsere Herrlichkeit, daß selbst unsere Brüder, die Engländer und Schweden, uns kaum verstehen können, und über unser Kleines lächeln und vor unserm Großen zittern; daß den edleren Fremdlingen, den Spaniern und Italiänern, kaum ein Weg zu unserer Bildung und zur Erkennung unserer Art offen steht; daß die slavonischen Völker über uns wegsehen und die Franzosen uns zu verspotten und zu verachten wagen. Dies kann uns

bei diesen letzten am wenigsten verdrießen, ja es muß uns freuen, denn wir müßten sie fürchten, wenn sie etwas von uns begreifen, ja nur ahnden könnten. Da ihnen aber jede Thüre zu unserem Gemüthe verriegelt ist, so können wir im stolzen Selbstbewußtseyn der Zeit entgegenharren, wo wir gegen sie wieder die Waffen schleifen müssen. Diese unsere unruhigsten und schlimmsten Nachbarn haben uns immer viel geschadet, und werden uns auch künftig schaden. Sie haben durch ihre glatte Oberflächlichkeit und durch allen ihren flitterhaften Schimmer eine Zeitlang unsre Einfalt verführen und unsere Kraft lähmen und unsere Sprache, unsere Sitten und Künste misleiten und verderben können; aber in den Tiefen unseres Wesens können sie uns nicht verderben, weil sie nimmer lernen werden, wo denn eigentlich das teutsche Wesen liegt.

Wir haben von unserer Verborgenheit und Unzugänglichkeit für dieses Volk, das sich einbildet alles zu wissen und zu können, gottlob viele Beweise, die uns wegen mancher Besorgnisse und Gefahren, womit die Zukunft schwanger geht, beruhigen können; wir haben einen der glänzendsten Beweise in diesen Tagen erhalten, wo das so lange Zeit vergeblich erwartete und wegen seiner ketzerischen Grundsätze über die Franzosen verfolgte und verdammte Buch der Frau von Stael über Teutschland im Druck erschienen ist. Man kann

der berühmten Frau, die in so vielen Hinsichten zu loben ist, das allgemeine Vorurtheil Europas für sie durchaus nicht abstreiten, daß sie eine der ausserordentlichsten und geistreichsten Frauen ist, und daß sie die großen Gaben, welche die Natur ihr verliehen, und welche die Kunst ausgebildet hat, mit einer seltenen Gewandtheit und Geschicklichkeit zu gebrauchen weiß. Ich glaube, auch darin thäte man ihr Unrecht, wenn man leugnen wollte, daß die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit hier mächtiger gewesen sey, als die Sucht zu schimmern und zu gefallen. Aber doch welcher Teutsche, der nur einigermaaßen die Würde und Großheit seines Volks und die Art und Literatur desselben kennt, wird mit ihr zufrieden seyn können? Sie hat sehr Vieles von dem, was oberflächlich und äusserlich bei uns erscheint und was jedem Fremden in dem ersten Augenblick, wo er unter uns tritt, natürlich auffallen muß, recht frisch und keck ergriffen und lebendig und geistreich hingestellt; sie hat manche Unterschiede zwischen uns und zwischen ihrem Volke, den Franzosen, scharf aufgegriffen und treu gezeichnet; sie hat vielen unserer Herrlichkeiten und Tugenden, die vor ihr kaum von dem einen und andern Franzosen erkannt und anerkannt waren, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen — aber im Ganzen muß man es beklagen, daß sie zu Vieles umfaßt und zu Weniges durchdrungen hat,

daß sie sich an die Untersuchung und Behandlung von Gegenständen gewagt hat, denen ein Fremder wohl nicht gewachsen seyn konnte, und denen eine Frau, auch die geistreichste und talentvolleste Frau, nie gewachsen seyn wird. Wir könnten zufrieden seyn, wenn sie auf unsere Sitten und Sprache und schöne Literatur und Künste sich beschränkt und darüber das Ordentliche und Tüchtige gesagt hätte; daß sie auch die tiefen Abgründe der teutschen Theologie und Philosophie ergründen und durchdringen sollte, hätten wir ihr gern erlassen. Kurz so gern wir anders wollten, müssen wir doch gestehen, daß ihr von unserer Geschichte und Dichtkunst und von dem eigentlichen inneren und schaffenden Leben des Volkes, von dem, was in teutscher Sitte, Art und Kunst wirklich das Ewige und Unvergängliche ist und was als etwas Eigenthümliches und Bleibendes die Teutschen von allen andern Völkern Europas unterscheidet, doch nur einzelne leichte Schimmer zugeflogen sind. Hätte das ächte Teutsche in ihrer Seele je gebrannt, sie hätte es anders empfinden und darstellen müssen. Sie hat auch das eigentliche teutsche Volk und ein eigentlich teutsches Leben wohl nie gesehen und vernommen, eigentlich teutsche und treue Sitten sind ihr wohl wenig vorgekommen, sondern die sogenannten gebildeten und höheren Klassen unserer Gesellschaft, von welchen die meisten nach ihrer Bildung halb teutsche

und halb französische Mitteldinger sind. Diese armen Teutschen, mit welchen sie sich hat zerquälen müssen, und die sich wieder mit ihr zerquält haben, werden sich aus allen Kräften bestrebt haben, der berühmten Frau zu gefallen und ihr das Teutsche und das Leben in Teutschland gefällig und angenehm zu machen; sie werden sich nach der Möglichkeit zerarbeitet haben, in einem teutsch französischen Geplapper munter und witzig zu seyn und zu scheinen. Daß das nicht hat gelingen wollen, und daß die liebenswürdige Frau in unserm Vaterlande, dem Vaterlande der Langenweile für die Franzosen, vor Ueberdruß hat umkommen wollen — davon können sie auf allen Blättern des Buches das klarste und offenste Zeugniß lesen. Frau von Stael hat bei allem Bestreben jener Teutschen, es ihr recht zu machen und das verachtete und ungewußte Teutsche in dem besten Lichte zu zeigen, natürlich von den meisten nichts als Dürftigkeiten, Plattheiten und Albernheiten gehört, und darnach ihren Ausspruch gethan. Dieser Ausspruch fällt dahin aus: die teutsche Gesellschaft ist breit, geistlos, und unausstehlich; der teutsche Mensch im Gespräch und in der Unterhaltung ist unklar, verworren und matt, und überhaupt unfähig, einen Gegenstand mit augenblicklicher Anmuth und Kraft zu behandeln; was er nicht professorisch von Schluß auf Schluß verfolgen und von vorn wie aus dem Ei ausspinnen

und entwickeln kann, das muß er überall liegen lassen; Blitze des Augenblicks in Gedanken, und Kühnheit, Klarheit, und Stärke des Ausdrucks, und die südliche Gluth einer heiteren und spielenden Fantasie muß man in Teutschland nicht suchen; aus Gutmüthigkeit hört der eine Teutsche dem andern zu, und duldet seine Dürre und Breite, damit ihm von jenem gelegentlich gleiche Geduld widerfahre; aus Gutmüthigkeit leidet, handelt, liebt und lebt dieses Volk. Daß ihr dies alles so erscheinen, und daß sie es so darstellen mußte, ist sehr begreiflich, theils aus der teutschen Art selbst, theils aus der fremden Sprache, in welcher sie mit ihr wie mit ungleichen Waffen kämpfen mußten. Da mußte sogar geschehen, daß wohl teutsche Flachköpfe, bloß weil sie größere Gewandtheit und Geläufigkeit der französischen Sprache hatten, ihr als erste Lichter des teutschen Volks erschienen.

So ward die edle Frau bei dem besten und aufrichtigsten Willen, uns Recht widerfahren zu lassen, befangen und geblendet, und sah das Teutsche, gelindest gesagt, doch mit französischen Augen an. Aber sie kam auch befangen zu uns. Das sagen uns die ersten Blätter ihres Buches. Wie könnte eine Frau, die aus Frankreich kömmt und die Gränzen Teutschlands betritt, sonst sagen, was Frau von Stael gesagt hat, daß die ärmere und rauhere Natur, der traurige Anblick der teut-

schen Dörfer und Städte, und das Trübe und Gestaltlose der teutschen Menschen ihr sogleich gesagt habe, daß sie das Land der Freude und Anmuth verlasse und ein von dem Himmel weniger begnadigtes und gesegnetes Land betrete? Dies ist so ganz unwahr, daß dem Teutschen, der nach Frankreich reist, die armseligere Natur, die schwächeren und häßlicheren Menschen, und vor allen der Schmutz und die Armuth in Dörfern und Städten auch ohne die Verschiedenheit der Sprachen sagen, daß er von seinem Volke zu einem schlechteren übergehe.

Zu dieser Befangenheit und Vorliebe für das Eigene, welche für das Fremde von Anfang an blind ist, kam nun noch die Befangenheit der französischen Sprache, welche eitel und prunkend ist, wie das Volk, welches sie spricht, und ihrer Natur nach prahlen, lügen und entstellen muß. Jede Sprache ist das äussere Abbild des Volkes, das sie gebraucht, und der wesentliche Karakter der französischen Sprache ist demnach Eitelkeit und Lüge. Auch Frau von Stael hat aus ihrem Volke und aus ihrer Sprache nicht herausgehen können, was überhaupt kein Sterblicher kann. Eine Frau, die in dem höheren Gesellschaftsleben ihres Volkes so ganz eingelebt ist und die von Kind auf nichts Höheres gekannt hat, als die sogenannte Leichtigkeit, Glätte und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, hat darstellen müssen, wie diese Sprache

darstellt; denn auch der geschickteste Spieler muß die Töne schon hören lassen, die in dem Instrumente liegen, das er anschlägt. So kann man wohl sagen, daß die französische Sprache sie in diesem Werke, wie in ihren anderen Werken, oft getäuscht und misleitet hat, und sie unwillkührlich Manches auf eine Art hat sagen und darstellen lassen, wie sie es gewiß nicht sagen noch darstellen wollte. Denn in keiner Sprache liegt so viel Täuschung und Blendung, so viel Gleißnerei und Schmeichelei, die immer mehr reitzen und wirken als überzeugen und erbauen will. Man kann mit Recht sagen, die Sprache ist eine ewige Schauspielerin, die nichts Höheres kennt als die Wirkung, oder was sie den Effekt nennen. Man thut der berühmten Frau kein Unrecht, wenn man ihr Buch eine Art conversation im besseren französischen Sinn nennt. Auch sie scheint mehr auf den Eindruck des Augenblicks als auf die lange Ueberzeugung zu sehen; daher arbeitet sie denn auch frisch auf den Effekt los, und viele Bogen des Buches scheinen bloß dafür geschrieben, entweder weil die Sprache mit ihrer Art sie unbewußt beschlich, oder weil sie glaubte, bei den Franzosen keinen andern Eingang zu finden. Und auch in ihrem Urtheil, wie sehr sie sich auch der Wahrheit zu befleißigen scheint, auch in ihrem Urtheil über die teutsche Kunst ist die Würdigung und Schätzung derselben, wo sie sie der französi-

schen gegenüber stellt, fast durchaus von der Seite des Effekts, wobei sie gegen diese, die gar kein anderes Lebenselement hat, natürlich immer zu kurz kommen muß. Und so geschieht es denn, daß sie oft ganz wieder zu vergessen scheint, was sie früher zuweilen gesagt hat, daß in der großartigen Einfalt und Wahrheit der Kunst, die eben keine andere Gestalt zu haben trachtet, als die Gestalt der Einfalt und Wahrheit selbst, mehr Effekt liege, als in dem erjagten Effekt. Da aber, wo sie versucht hat, ihrem Volke teutsche Gedichte im französischen Gewande hinzustellen, um dadurch ihr Urtheil über die teutsche Literatur und ihr Lob derselben zu bestätigen, beurkundet ihr Buch am allermeisten die völlige Unmöglichkeit und Unfähigkeit der französischen Sprache, in die teutsche Art und das teutsche Gemüth einzudringen und sie darzustellen. Man kann, wenn man diese Uebersetzungen liest, und wenn man bedenkt, daß Frau von Stael die Uebersetzerin ist, wohl mit allem Recht sagen, wie es im Evangelium heißt: Geschieht dies am grünen Holz, was will am dürren werden?

6.

Noch etwas über die Juden.

Wegen einiger Aeusserungen, die in meinen Schriften hie und da über die Juden sich finden, bin ich von Juden und Judengenossen, und auch von solchen Christen, die ein sogenanntes humanes Herz für die ganze Welt haben, ein gräßlicher und wilder Barbar gescholten worden, der die Rohheit und Unduldsamkeit der vergangenen Jahrhunderte wieder herbeiführen wolle. Besonders hat man es ganz abscheulich gefunden, daß ich irgendwo vorgeschlagen habe, man solle die Einfuhr der Juden aus der Fremde in Teutschland schlechterdings verbieten und hindern. Manche haben dies Letzte auch wohl einen wüsten Spas und den Einfall eines rohen Gemüthes genannt. Ich erkläre denn hiermit feierlichst und ernstlichst, daß Spas mit ernsten Dingen gar nicht meine Art ist, sondern daß ich es ganz so meine, wie ich geschrieben habe. Mir kann es keinesweges gleichgültig seyn und ist es nicht gleichgültig, ob Andere mich für einen Menschen oder einen Menschenfresser halten; aber jene Allerweltphilosophie und Allerweltliebe, welche die Leute mit einem blanken Namen auch Liberalität und Humanität der Ansichten und Ge-

sinnungen nennen, ist mir immer ein Gräuel gewesen, hinter welcher alle Schwächlichkeit und Jämmerlichkeit und Zierlichkeit zerbrochener und mürber Seelen sich so gern versteckt. Ich bin keiner von denen, welche die Juden als Juden schlechterdings hassen, oder sie für ein von Natur schlechtes Volk halten. Ich weiß wohl, was sie in der Weltgeschichte bedeutet haben und welch ein großes Opfer derselben sie geworden sind, und ich habe mich darüber an einer Stelle *) so erklärt, daß sie selbst mit mir zufrieden seyn werden. Ich lasse die Worte hier abdrucken, weil sie gegen übel meinende Ankläger meine beste Vertheidigung seyn werden. So lauten sie:

„Im Anfange des vierten Jahrhunderts ward Konstantinus, den man den Großen genannt hat, durch viele Geschicklichkeit, viel Glück, und große Verbrechen Alleinherr der römischen Welt. Mit ihm bestieg das Christenthum den Thron der Herrschaft, auf welchem es die künftigen Jahrhunderte sitzen sollte. Aber nicht durch des Kaisers Macht siegte das Christenthum, sondern der Kaiser ward siegreich durch die Macht der Christen. Die meisten Länder und Völker, wo die lateinische und griechische Sprache geredet wurden, wa-

*) S. meine Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte, 1ster Theil, S. 133. ff.

ren im dritten Jahrhundert größtentheils christlich geworden. Ausgegangen von einem verachteten und verspotteten Volke, das den Fremdlingen der Abscheu des Menschengeschlechts däuchte, armselig und unscheinbar war das Christenthum in die Welt getreten, in Druck und Verfolgung war es gewachsen, durch das Wort, nicht durch das Schwerdt. Dieses stille Wort, das den lauten Klang der Weltweisen besiegte, dieser unscheinbare Schein, der den Glanz der Eitelkeit überstrahlte, sagten und glaubten die Menschen, seyen von Gott, und sie nannten Christus den Gekreuzigten den Urheber der neuen Lehre, und beteten ihn an. Die Lehre selbst aber hieß das Evangelium oder die frohe Botschaft, denn sie verkündigte, es sey Friede geschlossen zwischen dem Menschen, der Sünde, und dem Zorn Gottes; Friede und Freude und Unschuld sollen hinfort auf Erden herrschen für Bangigkeit und Zwietracht und Verruchtheit; Gleichheit solle seyn aller Menschen vor Gott, des Schwächsten und Sündigsten wie des Stärksten und Reinsten: darum hieß sie auch die Lehre von der Liebe. Der Mann, der so göttlich gelebt und gestorben, die Thaten und Worte, wodurch die Welt ohne Waffen überwunden ward, sind späterhin bezweifelt und beklügelt worden als Erdichtung oder Erhöhung, ob sie überhaupt gewesen oder so göttlich gewesen, wie sie uns erzählt sind. Denn es giebt Zeiten des Menschengeschlechts,

wo sie sich selbst blenden; dann dünken sie sich klug und glücklich, da sie doch dumm und elend sind; dann wollen sie ohne Glauben Gott durch die Natur und die Natur durch Gott deuten: sie wissen aber nicht, wie Gott durch die Natur wandelt, und wie er, wann große Durchgänge der Menschheit im Werke sind, in Menschengestalt herabsteigt, daß er sich ihnen offenbare."

„Das verachtete und verspottete Volk, welches den Abscheu und Haß des Menschengeschlechts trug und von welchem das Christenthum ausging, waren die Hebräer oder Juden, die über die Welt zerstreut noch heute verachtet und gemishandelt werden. Und doch ist die Geschichte dieses kleinen Volkes eine der tragischesten und denkwürdigsten, und sein Schicksal und seine Bestimmung hat einen Ernst und eine Weite für die Weltgeschichte, die allen Spott ausschliessen. Der menschliche Mensch muß die Juden als Opfer ansehen, und sie wenigstens bedauren, wenn er sie nicht ehren kann. Ihre große Geschichte beginnt mit ihrem Stifter Moses, einem der ausserordentlichsten Männer und erhabensten Gesetzgeber, die je gelebt haben. Dieser kühne und tiefe Mann faßte einen Gedanken, der über seinem Weltalter war: er wollte den verborgenen und geheimen Gott, den die Weisen seiner Zeit unter Mysterien und Hieroglyphen verhüllten, zum Volksgott erheben; er wollte seinem Volke nur Einen lichten und feu-

rigen Weg zum Himmel lassen, und alle die lustigen und blumigen Seitenwege und Pfade abschneiden, auf welchen so Viele auch unbewußt sich zum höchsten Ursprung aller Dinge oft hinaufspielten und scherzten. Jehovah, der reine gestaltlose, der einzige höchste Gott, den kein Bild und Gleichniß den jugendlichen Herzen versinnlichen durfte, sollte der Gott der Juden seyn, und kein anderer. Diese von allem Leben abgeschiedene Idee, da sie dem jugendlichen Weltalter zu mächtig war, konnte nur durch Furcht und Schrecken herrschen. Auch erstarrte, versteinerte und verstockte sie das Volk, das die Gewalt der Natur und Zeit oft wieder in das fröhliche und vielgöttische Heidenthum zurückriß, zumal da diese Sünde in jedem Unglück, das es traf, als Strafe und Rache des zürnenden Gottes gedeutet ward. Auch daher das Spröde, Störrische, Abgeschlossene und Feindselige dieses Volkes, das nicht spielen durfte, als die ganze Welt noch spielte; nicht allein aus früherem Unglück, das sie in Aegyptenland hart getroffen hatte, oder aus angebohrner Störrigkeit und Verworfenheit des Karakters, womit es Einige belasten, die nicht bedenken wollen, daß die Juden die Opfer einer höheren Nothwendigkeit waren, welche Großes mit ihnen im Sinn hatte. Sie mußten den Haß und Abscheu der Völker tragen, weil eine große Idee als Same künftiger Zeiten erhalten, und bei vielen nicht bloß als etwas

Innerliches verhüllt, sondern als etwas Aeusserliches dargestellt werden sollte; sie mußten den Jehovah, den sie nicht erkannten, viele Jahrhunderte ohne Liebe und Freude mit Angst und Zittern anbeten, damit spätere Geschlechter ihn einst mit Liebe und Freude annehmen und erkennen könnten. Als die Zeit erfüllet war, da erschien Jesus Christus, und predigte von dem einigen Gott und Vater aller Menschen; die Juden wurden die ersten Boten und Verkündiger der neuen Lehre des Heils, weil sie lange als vor einem kalten Gedanken vor dem gezittert hatten, was jetzt als der warme liebende Geist über die Zeiten und Völker hinwehen und aus den Trümmern und dem Schutt des begrabenen Heidenthums süße und liebliche Blüthen eines neuen Frühlings der Welt aufhauchen sollte."

„Kein größerer Gedanke blitzt je in den Herzen der Sterblichen auf, als die Zeit zu betrachten wie einen rastlos fortrollenden Strom der Gottheit, und die Geschlechter und Völker auf dieser göttlichen Fluth durch die Ewigkeit der Säkeln mit fortgetragen zu denken. Die Geschichte hat für den sinnenden Menschen keine höhere Aufgabe und für den erfindenden Genius keine innigere Lust, als hie und da die Erfüllung der Zeiten zu erblicken, jene unendliche Kette der Weltgeschichte zuweilen in ihrer herrlichen Gliederung und Fortsetzung zu erblicken, da

sie an den meisten Stellen so zerrissen ist, daß nur der Glaube eines frommen und kindlichen Herzens sie wieder zusammenreihen kann. Die jüdischen Propheten und das Evangelium verkündigen und preisen diese Erfüllung der Zeiten; die jüdische Geschichte und selbst das letzte traurige Schicksal des denkwürdigen Volkes beweisen sie: Josephs Zwist mit seinen Brüdern, die Schandthat dieser Brüder an ihm, die Hungersnoth im Lande Kanaan, Moses wunderbare Kindheit und Jugend, die Drangsale des Volks in Aegypten, die Flucht aus dem Lande der Plager, und in den Steppen Arabiens am Horeb und Sinai, den erhabenen Säulen der Ewigkeit, die Stiftung einer diesem Zeitalter zu lichten und zu ätherischen Religion, die Verhärtung und Verstockung der Juden auch durch diese Religion, die Wurzelung derselben nur durch die grausamste Priesterstrenge und den sklavischesten Ceremoniendienst bewirkt; dann die Auflösung des Staates und Volkes, und seine Verpflanzung und Verjagung in alle Länder umher, nach Assyrien, Persien, Medien, bis zum beschneiten Kaukasus und heissen Nil hinauf, dessen tyrannische Ufer ihre Vorfahren vor Jahrhunderten mit Verwünschungen verlassen hatten. Sie sollten alle Sprachen, alle Weisen, alle Sitten, alle Religionen und Philosophien der verschiedensten Völker lernen, sie sollten vorbereitet werden zu Dolmetschern und Predigern der gro-

ßen künftigen Geheimnisse, wovon ihre Propheten geweissagt hatten. Endlich kam Jesus Christus, der eingebohrne Sohn des lebendigen Gottes, lebte, liebte, lehrte, ward verfolgt, gemartert, gekreuzigt, stand von den Todten auf, goß seinen tröstenden Geist über seine Jünger aus, und ging wieder zum Vater. Die zerstreuten Juden thaten ihr Amt im Abendlande und in Afrika, wie im Morgenlande; auch das Christenthum ward ihnen noch zum Verbrechen gerechnet, weil man lange Zeit alle Christen für Judenproselyten hielt, auch dafür wurden sie verfolgt und geplagt, bis sie endlich als Volk ganz untergingen. Wenn wir durch diese heilige Lehre der Liebe beseligte Sterbliche nun vor der ewigen Weisheit und Gnade Gottes knieen, sollen Moses und Christus und so viele erhabene und göttliche Seher, Propheten, und Apostel dieses Volkes uns nicht zur Milde und Freundlichkeit gegen sie ermahnen? sollen wir ein Volk nicht wenigstens bedauern, worauf eine so große Bestimmung lastete, und welches ein so gewaltiges Schicksal zermalmt hat? sollen wir auf dem Schutt und den Trümmern, aus deren Steinen und Pilastern ein so herrlicher neuer Tempel für alle Völker der Welt erbaut ist, nicht wenigstens eine Thräne der Barmherzigkeit für diejenigen weinen, die immer noch hartnäckig meinen, aus den übrigen Steinen und Säulen zu ihrer Zeit auf der Höhe von Sion auch ihnen wieder einen eigenen Tempel

erbauen zu dürfen? Wir sollen es, wir müssen es."

Als jenes Opfer der Weltgeschichte stehen die Juden bis auf den heutigen Tag da, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Reihe der Völker. Verstockt und versteint gegen die Stimme der warnenden und rufenden Geister der Zeit, die ganz Anderes heischen und gebieten, wollen sie, das Ihrige hartnäckig behauptend und festhaltend, mitten in einer anderen Weltordnung als eine veraltete Ruine da stehen und die ganz anderen Weltverhältnisse und die ganz anderen Welttriebe, ja ich mögte sagen Gottestriebe nicht vernehmen und erkennen. Man kann sie bedauren und man muß sie bedauren, aber lieben kann man sie nicht; denn Liebe wird nur gebohren aus dem Gleichartigen und Geselligen, welches diesem Volke fehlt, das in seiner abgeschlossenen Art und Weise und mit seinem wunderbaren Gesetze unter den europäischen Völkern dieser Zeit wie ein Fremdling ist. Die Juden als Juden passen nicht in diese Welt und in diese Staaten hinein, und darum will ich nicht, daß sie auf eine ungebührliche Weise in Teutschland vermehrt werden. Ich will es aber auch deswegen nicht, weil sie ein durchaus fremdes Volk sind und weil ich den germanischen Stamm so sehr als möglich von fremdartigen Bestandtheilen rein zu erhalten wünsche. Ich muß mich hierüber

und über einige andere Punkte in der Kürze deutlicher erklären.

Alle unsere Staaten sind mehr oder weniger auf dem Christenthum und seinen Lehren gegründet, und in unsern Sitten, Ordnungen und Gesetzen, ja auch in unsern kleinsten Einrichtungen und Weisen ist der dunklere oder hellere Widerschein dieses Christenthums. Dies muß nothwendig mit jeder Religion so seyn; weil die Religion das Ernsteste und Tiefste ist, was ein Volk hat, so muß sie auch in allem gefühlt und gesehen werden und bis in das innerste Getriebe des Staates eindringen. Die Juden mit ihrer schroffen und alles Andere feindselig ausschliessenden Art stehen völlig ausserhalb dem Christenthum, ja sie haben eine viel entferntere Berührung mit demselben, als man bei dem ersten Blick glauben sollte. Fast allen unseren Einrichtungen, Ordnungen und Gesetzen fremd, sind sie durchaus unfähig, mehrere Pflichten zu erfüllen, deren jeder christliche Mitbürger schuldig ist; sie sind also unfähig, in einem christlichen Staate volle Bürger zu seyn: denn wie mag alle Bürgerrechte haben, wer nicht alle Bürgerpflichten erfüllen kann? Die den Juden also mit allen übrigen Bürgern gleiche Rechte beilegen, mögen bedenken, ob sie etwas Kluges und Nützliches thun. Eben das mögen diejenigen bedenken, welche die Einfuhr und das Einwandern jüdischer Menschen aus fremden Ländern erlauben.

weil sie nicht bloß ein fremdes, sondern auch ein mit dem Staate nie innig zusammenwachsendes und mit den Grundsätzen desselben unverträgliches Volk einlassen.

Ich will durchaus nicht, noch billige ich, wenn Andere solches wollen, daß man die Juden mit der Härte und Grausamkeit behandeln soll, womit sie im Mittelalter behandelt worden sind. Man soll die in Teutschland gebohrnen Juden nach den Gesetzen unsers menschlichen Evangeliums als teutsche Landsleute betrachten und sie als solche schirmen und schützen, und ihnen die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft so weit zukommen lassen, als es ihre Verträglichkeit mit Staaten, die auf ganz anderen inneren Grundsätzen gebauet sind, irgend erlaubt. Sind sie gleich ein fremdartiger Theil, von welchem zu wünschen wäre, daß er unser herrliches und reines Volk nie berührt hätte, so hat Gott sie doch einmal unter uns gebohren werden lassen, und in das Meer und in die Wüste treiben dürfen wir sie auch nicht. Es ist auch zu hoffen, daß sie sich allmählich verringern werden durch häufigere Uebertritte in den Schooß unserer Kirche, da viele von ihnen das Veraltete und in der Weltgeschichte Abgestorbene des Wesens wohl empfinden, woran sie immer noch hartnäckig festhalten. Aber gegen die Aufnahme fremder Juden, die nach unserm Lande gelüstet, erkläre ich mich unbedingt; denn sie ist ein Unheil und eine Pest unsers Volkes.

Erstlich ist jede zu häufige Mischung der Völker mit fremden Stoffen durchaus ein Verderben, das widerstreitende Triebe und Anlagen hervorbringt und die Eigenthümlichkeit und Kraft des Karakters eines Volkes zerstört. Auch aus dieser Ursache ist das Geschlecht der Mischlinge auf den Gränzscheiden der Völker gewöhnlich ein leichtfertiges, zuchtloses und treuloses Geschlecht. Die Juden sind ursprünglich ein edler und kräftiger Menschenstamm, was sie in ihrer Gestalt und Gebehrde vor jedermänniglich offen zur Schau tragen; aber ihre ursprünglichen Anlagen und ihre durch spätere Verhältnisse und Schicksale bestimmten Neigungen sind dem Karakter der slavonischen Völker und der Südeuropäer, namentlich der Franzosen, viel gleichartiger, als dem Karakter der Teutschen. Teutschland hat aber das traurige Schicksal, daß es mehr als andere Länder von einer Judensündfluth bedroht wird. Ich will mich erklären.

Ich traf jüngst auf einer Reise in einer großen teutschen Stadt einen reichen jüdischen Wechsler mit einem Orden an der Brust, der sich in der That brüstete, und mit einigen andern Anwesenden sehr breit und lang über politische Gegenstände sprach, und endlich meinte, es sey doch sehr grausam, wie hie und da mit den Juden verfahren werde, und das gereiche den Franzosen in Teutschland wenigstens zur Ehre, daß sie die strengen Gesetze gegen die Juden abgeschafft und sie unter

eine menschlichere Ordnung gestellt haben. Das Letzte verdroß mich, und ich fragte ihn, ob er denn je in Frankreich gewesen sey? was er verneinte. Darauf erzählte ich ihm Geschichten von den Schicksalen der Juden in Spanien und Portugal; wie sie in Italien, wo sie hie und da wohnen, von dem Volke gemishandelt werden; wie sie in Frankreich nie so wie in Teutschland haben auf einen grünen Zweig kommen können, und wie sie auch, trotz ihrer Bürgerrechte, im gesellschaftlichen Leben von den Franzosen viel schändlicher gehalten werden, als von den Teutschen; und endlich, wie es diesen Franzosen bei uns eben nichts gekostet habe, das wegzuschenken, was ihnen nicht zur Last gefallen sey. Wir geriethen darüber in ein weitläuftiges Gespräch über seine israelitische Nation, wie er sie nannte, und durchliefen die Geschichte des Mittelalters und auch einige große Judenverfolgungen im teutschen Reiche in jener Zeit, fanden aber doch endlich, daß Teutschland trotz des Leibzolls und der geschlossenen Judenquartiere in Europa immer das gelobte Land der Hebräer gewesen sey; nur Polen sey etwa damit zu vergleichen, dieses unglückliche Land aber sey durch das Judenunwesen auch mit verdorben und untergegangen.

In der That ist unser teutsches Vaterland in Hinsicht der Juden in einer recht verdrießlichen Lage. Weil es der Mittelpunkt des Welttheils ist,

so dringt von allen Seiten das Fremde darauf ein, und auch von den Juden bekömmt es jährlich einen zu reichlichen Zufluß. Einige kommen vom Süden, wo sie von dem Volke gequält und geplagt werden, die meisten aber wandern aus Polen ein, wo Schmutz und Armuth sie peinigt, und suchen in Teutschland Reichthum und Wohlseyn. Weil dies nun immer fortdauert, so kann Teutschland von der fremden Plage nie gereinigt werden, sondern die Juden nehmen bei uns eher zu als ab, obgleich jährlich viele Familien sich taufen lassen und dadurch unmittelbar in die teutsche Art und in alle Verhältnisse des Volks übergehen.

Ich nenne dieses Fremde schon an sich eine Plage und ein Verderben. Es ist noch mehr so zu nennen, weil die Juden ein verdorbenes und entartetes Volk sind. Ich sagte oben, die Juden seyen ursprünglich von einem edlen Menschenstamm und offenbaren dies vor jedermänniglich in Gestalt und Gebehrde. Dies ist wahr; aber wie sie nun sind, erscheinen sie allerdings als verschlechtert und herabgewürdigt. Wir kennen ihr früheres Schicksal, wie sie von Aegyptern, Assyrern und Babyloniern gemishandelt, entführt und verknechtet worden sind, und wie sie schon sechshundert und fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung anfingen ein über die Länder zerstreutes und sich herumtreibendes Wandrervolk zu werden. Nachher den Persern und den griechischen Königen von Syrien und

Aegypten, und endlich den Welttyrannen, den Römern, dienend, hatten sie das jammervolle Schicksal aller unterjochten Völker, im übermüthigen Frevel von Fremden zertreten zu werden und die edleren und muthigeren Triebe der menschlichen Natur nie entwickeln zu können: ihr Herrlichstes blieb in ihnen wie ein verborgener Schatz liegen, und nur ihr Schlechtes und Gemeines konnte nach aussen dringen. Dazu kam, daß sie durch ihre Verfassung und Religion von allen Völkern abgeschieden wurden und ihnen ein Abscheu und ein Gräuel waren. Verknechtet, verachtet, verabscheut, wurden sie schon im ersten und zweiten christlichen Jahrhundert über die Länder zerstreut, und sind seitdem als zerstreute Wanderer in der Fremde geblieben, von welchen viele immer noch einer Wiederaufrichtung des Volkes Gottes, einer Wiederkehr in das gelobte Land, und einer Herrschaft über die Völker unter ihrem Messias harren. Als Europa christlich geworden war, ward ihr Zustand nicht verbessert, sondern in manchen Jahrhunderten noch verschlimmert: die Christen verfolgten sie häufig als die Nachkommen derjenigen Juden, welche den Erlöser verfolgt und gemartert hatten, und meinten, daß von jenen Tagen her ein angeerbter und gerechter Fluch auf ihnen liege. Dieser lange Zustand eines unstäten Daseyns ohne festes Volk und Vaterland, ja fast ohne sicheren Besitz auf Erden, und diese Verfolgung, Ernie-

drigung und Verabscheuung, die ihnen von der übrigen Welt widerfuhr, hat das Edle, Große, Muthige und Großmüthige in ihnen von Geschlecht zu Geschlecht mehr und mehr erstickt und das Gemeine, Kleinliche, Feige und Geitzige hervorgelockt. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Juden in solcher Lage ein edles Volk geblieben wären. Ausgeschlossen von dem Besitz der Erde und von jenen kräftigen Geschäften des Bürgers und Bauers, wodurch man mit Himmel und Erde immer in enger Gemeinschaft bleibt und wodurch alle erste und natürlichste Triebe und Kräfte des Menschen in lebendiger Thätigkeit erhalten werden, sind ihnen bloß die künstlichen und mechanischen Kräfte und Uebungen übrig geblieben, in welchen für alle gebildete Völker, deren höhere Klassen aus den Bauern und Bürgern immer wieder ergänzt und erfrischt werden müssen, ein so vielfaches Verderben lauert. Die Juden sind die Krämer, Wechsler und Geldmäkler, häufig auch die Gaukler und Possenspieler der Welt geworden, ihr Sinn ist bloß auf das künstliche Gewerb und auf das Geld geleitet worden, und sie sind vor allen Völkern durch die Anklage des Geitzes angeschwärzt.

Ich leugne nicht, daß die armen Juden in so mancher Hinsicht zu entschuldigen sind, daß sie von den Christen gezwungen sind, durch lose und unlöbliche Künste ihr trauriges Daseyn zu fristen;

aber als Volk sind sie darum nicht weniger gefährlich, und ich verdenke es keinem Staate, wenn er diese Art nicht freiwillig bei sich aufnimmt. Lange Jahrhunderte von der Treue und Rechtlichkeit entwöhnt, welche die stillen und einfachen Geschäfte des Lebens mit sich führen, jeder schweren Mühe und jeder harten Arbeit ungeduldig, hungert ein Jude lieber und treibt sich auf die ungewisse Hoffnung der Beute des Augenblicks herum, als daß er im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdiente. Unstät an Sinn und Trieb, umherschweifend, auflaurend, listig, gaunerisch und knechtisch duldet er allen Schimpf und alles Elend lieber als die stätige und schwere Arbeit, welche die Furchen bricht, den Wald rodet, die Steine haut, oder in der stätigen Werkstatt schwitzt; wie Fliegen und Mücken und anderes Ungeziefer flattert er umher, und lauert und hascht immer nach dem leichten und flüchtigen Gewinn, und hält ihn, wann er ihn erschnappt hat, mit blutigen und unbarmherzigen Klauen fest. Jeder Verständige fühlt wohl, daß ich hier nicht von allen Juden spreche, sondern von der Mehrzahl, und aus den Verhängnissen des unglücklichen Volkes ergiebt sich sehr gut, warum die Kinder Israel so seyn müssen. Sie sind, wo sie in Menge wohnen, eine Plage und Pest der Christen. Kleine Städte, Flecken und Dörfer, wo viele Juden sitzen, erhalten im Ganzen ein leichtfertiges, un-

stätes, bettelhaftes und gaunerisches Gepräge; denn auch die Christen nehmen vieles von der Juden Art an, ja sie werden, wenn sie leben wollen, gezwungen, mit ihnen in ihren Künsten und Listen zu wetteifern: so wird der ehrliche, stille und treue teutsche Bürger und Bauer ein trügerischer, vagabundischer und listiger Gesell, welcher zuletzt die ernste Arbeit und das ruhige Geschäft versäumt und der leichten und unsicheren Beute eines flatterhaften und trügerischen Gewinnstes nachläuft.

Wahrlich also sehr unrecht haben diejenigen gethan, welche ohne weitere Berücksichtigung so großer Unterschiede und so wichtiger Folgen für das Ganze den Juden gleiche Bürgerrechte mit den Christen bewilligt haben. Langer Vorarbeiten und ernster und strenger Anstalten von Seiten des Staats hätte es bedurft, sie zu einer solchen Würdigkeit und zur Annäherung der christlichen Weise allmählig vorzubereiten. Was von bösen und nichtswürdigen Trieben und Neigungen seit zweitausend Jahren in dem Volke eingewurzelt und verstockt ist, davon glaube man ja nicht, daß es durch ein paar Edikte eines Staatsministers plötzlich verwandelt werden kann. Es ist durch die langen Zeugungen etwas Angebohrnes, und wenigstens drei Menschenalter müßten auch bei den besten Anstalten vergehen, ehe die Juden sich von der Unstätigkeit zu der Stille, von der Faulheit

zu der Arbeitsamkeit und von dem Betruge zu der Rechtlichkeit des teutschen Volkes wenden, vorzüglich ehe sie sich zum stätigen Fleiß gewöhnen und zu schwerer Arbeit, ohne deren Geduld ein Volk überhaupt nichts taugt.

Der nothwendige Aussprung dieser Ansichten und Betrachtungen ist also folgender:

Der christliche Herrscher eines Staates sieht sich nach der menschlichen Lehre des Evangeliums auch als den Vater der Juden an, die in seinem Lande gebohren als seine Kinder bei ihm wohnen. Er duldet nicht, daß sie durch eine tückische und grausame Behandlung länger zertreten, entwürdigt und entmenscht werden; er sucht die Erniedrigten und Verdorbenen, welchen die langen Jahrhunderte alle Sehnen der Kraft ausgeschnitten und alle heiligen Borne der stolzen und muthigen Gefühle ausgetrocknet haben, aus den gemeinen Trieben und den habsüchtigen Gelüsten zu reissen und allmählig wieder zu den himmlischen Gelüsten der Gestirne zu erheben; und er hofft, daß die meisten von ihnen, auf diese Weise gereizt und veredelt, dem Gefühle des Zeitalters und der Art des Volkes, unter welchem sie wohnen, mehr zugewendet, von der in mancher Hinsicht ehrwürdigen Beharrung und Verstockung in dem veralteten Alten ablassen, vermittelst des Ueberganges zu dem Christenthum immer mehr auch zu dem Stamm des christlichen Volks übergehen, und ihre starre und

gemeinschädliche Eigenthümlichkeit verlieren werden, welche die größere Masse des Volks, zu dem sie durch das christliche Bekenntniß übergehen, in sich verschlingt. Man kann dies ganz bestimmt behaupten. Nur der Geist ist's, der festhält und allen äusseren Gestalten und Weisen den bleibenden Stämpel eindrückt. So wie die Juden den Geist ihrer wunderbaren Gesetze aufgeben und sich dem Christenthum hingeben, verwischt sich, wie die Erfahrung lehrt, gar bald alle jüdische Eigenthümlichkeit in Karakter und Gestalt, und kaum erkennt man in dem zweiten Geschlechte noch den Stamm Abrahams.

Wenn der Herrscher auf diese Weise gütig und gerecht ist gegen die einheimischen Juden, so ist er andererseits eben so gütig und gerecht gegen sein eigenes Volk. Er fürchtet das Fremde und Entartete, welches durch unaufhörlichen Zufluß und Beimischung die reinen und herrlichen Keime seines edlen Volkes vergiften und verderben kann. Da, wie erwiesen ist, aus allen Gegenden Europas die bedrängten Juden zu dem Mittelpunkte desselben, zu Teutschland, hinströmen und es mit ihrem Schmutz und ihrer Pest zu überschwemmen drohen, da diese verderbliche Ueberschwemmung vorzüglich von Osten her, nemlich aus Polen, droht, so ergeht das unwiderrufliche Gesetz, daß unter keinem Vorwande und mit keiner Ausnahme fremde Juden je in Teutschland

aufgenommen werden dürfen; und wenn sie beweisen könnten, daß sie Millionen Schätze mitbringen. Denn was mag das elende Gold uns Teutschen helfen, wenn wir Gefahr laufen, unsre Tugend und Herrlichkeit zu verlieren?

Bei diesen billigen und allerdings strengen Maaßregeln, welche die teutschen Regierungen nehmen, wird niemand über Gräuel der Ungerechtigkeit schreien dürfen; denn was den eigenen Juden daheim widerfährt, das mögen die fremden Regierungen bei ihnen auch den ihrigen thun. Das ist aber ein unstatthaftes Verlangen, daß Germanien, welches für die andern Völker nur ein zu gütiges und mütterliches Herz hat, die Zuflucht alles fremden Auswurfs seyn und durch seine zu große Milde sein eigenes Verderben bereiten soll.

Noch das sage ich zuletzt, daß ich freilich die einwandernden Juden der reinen und schönen teutschen Art für die verderblichsten halte, weil sie dem Christenthum und den auf demselben ruhenden Staaten unverträglich und weil sie durch langen Druck und Schimpf und Schande entarteter und erniedrigter sind, als die andern Bewohner Europas; daß ich aber ein eben so strenges Gesetz gegen die Einwanderung anderer Völker geben würde, wenn z. B. den Polen oder Italiänern oder Franzosen der Wanderungstrieb einkäme und sie jährlich zu Hunderten und zu Tausenden ihren

Ueberfluß auf uns ausgiessen wollten. Wir haben in vielen Gegenden des Vaterlandes nicht wenig dafür gebüßt, daß wir gegen die unglücklichen Franzosen, welche die abscheulichen Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten aus ihrem Vaterlande vertrieben, menschlich und barmherzig gewesen sind. Dafür wenigstens haben wir an Sitte und Art und in mancher andern Hinsicht bezahlen müssen, daß wir das zweite bei uns gebohrne und unserer Sprache schon kundige Geschlecht nicht gezwungen haben wirklich teutsch zu werden. Denn größeres Unheil giebt es kaum als Staaten im Staate und als Völkchen im Volke, die für sich noch etwas Besonderes oder wohl gar etwas Besseres bedeuten wollen, als das Volk, welches sie in sich aufgenommen hat.

7.

Ueber Eroberung und Eroberer.

Die Franzosen, diese wunderlichen Schauspieler mit allem, die nun fünfundzwanzig Jahre grausig und blutig genug mit der Freiheit geschauspielert haben, und zwar auf Kosten der ganzen Welt, wollen uns jetzt einbilden, dieses gräßliche Schauspiel sey gar keines gewesen; wenigstens tragen sie von den vielen Gräueln und Unthaten desselben gar keine Schuld, sondern wenn ja einmal hie und da etwas verkehrt und ungrad gerathen sey, so können sie auf Einen Mann hinweisen, auf Napoleon Bonaparte aus Korsika: auf den mögen die fremden Völker das legen, und er könne es mit in seine Insel Elba tragen. So sind diese Bösen verhärtet im Bösen, daß sie es gradezu ableugnen, als sey es nie da gewesen; und weil sie so sind und sich jeder Buße und Reue weigern, deswegen kann man sagen, daß die Geißel Gottes noch schrecklich über sie kommen wird. Sie, die Zerstörer, Schänder und Plünderer aller Völker, und die sich täglich merken lassen, daß sie diese Rolle gern noch einmal wieder von Anfang an durchspielen mögten, haben noch immer die Frechheit, sich das liebenswürdigste, mildeste und kunst-

reichste aller Völker zu nennen, die Lehrer und Bildner der europäischen Rohheit. So sagt z. B. der empfindelnde Schauspieldichter des Christenthums, Herr von Chateaubriant: „Die siegreichen „Heere der Verbündeten sind vor den Thoren „von Paris angekommen, sie haben sogleich das „Athen Europas erkannt, die Mutter der Künste „und Wissenschaften, die Hauptstadt der gesitteten „Welt, und auch keine Minute ist der Schlaf „eines einzigen Bürgers von Paris gestört wor„den.“ — Er läßt sich weiterhin vernehmen: „Die „Zeit wird kommen, wo das französische Volk „durch einen feierlichen Akt erklären wird, daß „es unschuldig ist an allen den Gräueln, die seit „fünfundzwanzig Jahren in seinem Namen be„gangen sind.“ Dieselbe Sprache führt Herr Carnot in seiner Denkschrift an den König Ludwig den Achtzehnten, welche ein fürchterlich merkwürdiges Zeichen der Zeit ist, weil sie beweist, wie stark die unkönigische Parthei in Frankreich ist und was sie gegen die Regierung wagen darf. Dieser Mann spricht von nichts als Edelmuth, Hochherzigkeit und Großheit des französischen Volks und sucht das ganze Unglück und die ganze Schande der französischen Revolution und ihrer Folgen auf den hingerichteten König und auf den alten Adel Frankreichs und auf die Ausgewanderten zu wälzen, die er zugleich in dem verhaßtesten und lächerlichsten Lichte mahlt; er sagt unter andern:

es sey Ton geworden, auch das französische Heer mit Schandflecken zu brandmahlen und von Unthaten (forfaits) dieses Heers zu sprechen; aber dieses Heer sey rein und weiß wie frischer Schnee, habe immer alle Misbräuche und alle Rücksichten des Goldes und Ehrgeitzes verachtet, und nimmer etwas Anderes geathmet als Ehre und Ruhm. Der einzige Franzose, der als ein Mann von Ehre und Tugend zu seinen Landsleuten gesprochen hat, ist der ehemalige französische Generalkonsul in Amerika und nachherige Staatsrath in Cassel, Pichon. Dieser zeigt ihnen, auf welchen Abgründen sie stehen, und welche Strafen sie treffen müssen, wenn sie nicht Buße thun und anders werden wollen; er erklärt die gegenwärtigen Franzosen gradezu für das verdorbenste, unrechtlichste, habsüchtigste, bestechlichste und grausamste Volk Europas, und hat überhaupt wenig Hoffnung, daß aus der Saat des jetzigen Geschlechts eine tüchtige und menschliche Zukunft Frankreichs erwachsen könne.

Auch der Baron Benjamin von Constant-Rebecque, der so lange unter uns gelebt hat, sieht die Dinge immer noch unter einem französischen Nebel, und mögte sein liebenswürdiges und zartes Volk gern auch aus der Schande herausbugsieren. Ich gebrauche dieses kräftige Schifferwort, weil ich kein so bezeichnendes weiß für das Verfahren, wo ein Schriftsteller die Gegenstände tausendfältig verschiebt

und von einer Seite zur andern wendet, damit man endlich den Gesichtspunkt verlieren soll, grade wie der arme Schiffer es bei schlechtem Winde mit schrägem Segeln und Laviren machen muß. Sein blankes Buch über den Geist der Eroberung und Ueberziehung in ihren Verhältnissen zur europäischen Bildung soll endlich, nachdem man sich durch alle schimmernde Seitenplänkeleien und Scharmützeleien französischer Gewandtheit und durch alle schöne Floskeln und gelehrt seyn sollende Beziehungen und Anziehungen durchgearbeitet hat, doch nichts weiter beweisen, als daß die gebildetsten und menschlichsten aller Europäer, die Franzosen, wohl einen Augenblick von einer Art Wahnsinn der Ehre *) haben hingerissen seyn können, daß sie aber ja unmöglich haben können Eroberer seyn wollen; diese Tollheit gehöre allein dem Korsen, und der habe das fromme und gerechte Volk damit berauscht gehabt: doch seyen auch die Eroberungen der allgemeine Abscheu der Franzosen gewesen, bis auf einige wenige, deren Glück unmittelbar an den Korsen gekettet gewesen sey. Herr von Constant sucht ferner zu beweisen, indem er mit allerlei Vergleichungen zwischen den Alten

*) Mit Ehre, und mit einer recht schlechten und leichten Ehre, will das lose Volk uns immer bezahlen statt der Gerechtigkeit, die wir zu fordern haben.

und den Neuen sehr breit aushohlt, daß Eroberungen dem jetzigen Zustande und der jetzigen Art der europäischen Völker durchaus zuwider seyen, daß sie schwer zu machen und schwerer zu erhalten seyen, und daß nach der jetzigen Weltlage ein eroberndes Volk seine eigenen Siege als Niederlagen und seine Vergrößerung als ein Unglück betrachten werde. Dies alles sucht er — was uns etwas mislich däucht — aus den Beispielen der gegenwärtigen Zeit, und aus dem Beispiele seines eigenen Volkes, der Franzosen, zu beweisen. Aus seinen gelehrten Vergleichungen zwischen den Alten und den Neuen, und aus seinen Betrachtungen über den verschiedenen Geist, der zwischen den alten und neuen Republiken nothwendig seyn müsse, geht übrigens hervor, daß er das Alte und die alten Völker auch gar nicht begriffen noch in ihrem Wesen ergründet hat, daß ihm überhaupt der geschichtliche Geist abgeht, der das Entgegengesetzte einander gegenüber zu stellen und das Aehnliche und Gleiche neben einander zu stellen versteht; sondern leicht wie ein Franzose hüpft er über die Klüfte hin, die er nicht ausfüllen kann. Aber sein Buch sieht auch aus, wie ein Mann aussieht, der mit jeder Hand ein Horn gefaßt hält, von welchen das eine gegen Osten, das andere gegen Westen ausreissen will; man merkt ihm das Getriebene und Gespannte an: Täuschung für die Wahrheit und Schimmer für die Wärme. Es ist ein ächt französisches Stück

Arbeit, das eben, weil es so glatt und zierlich ist, auf so vieles hinweist und hinspielt, wo nie etwas zu spielen noch zu weisen war, und sich so gelehrt gebehrdet, wo in dem Kopfe des Verfassers kaum eine Ahndung des Vergangenen und ein Schimmer des Nächstzukünftigen dämmerte, von Vielen, die bloß das Glatte und Scheinbare lieben, als etwas Ausserordentliches gepriesen werden wird. Wenn man sich aber die Mühe giebt, das blanke Büchlein ein wenig zu zerlegen und in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, so wird aus dem vielen Schaum wenig Wasser und aus allem dem Schimmer bleiben nur hie und da ein paar ärmliche Fünkchen.

Herr von Constant behauptet, der Karakter der neuen Völker stehe dem Karakter der alten Völker in Hinsicht des Krieges fast grade entgegen. Die Behauptung ist leicht, aber der Beweis sollte ihm schwer werden. Die neue Geschichte hat fast eben so viele Kriege als die alte aufzuweisen und oft eben so blutige. Nur menschlicher sind die Menschen und die gefangenen Krieger behandelt worden, die in die Gewalt des Siegers fielen, als dies in der alten Welt geschah; und darin unterscheiden sich allerdings die Kriege der neuen Völker sehr von den Kriegen der Völker des Alterthums. Diese menschlichere Art der Kriegsführung, die indessen oft auch, und namentlich in dem letzten Vierteljahrhundert oft, aus ihrem gewöhnlichen

Geleise getrieben ist, hat doch die Kriege nicht vermindern können, um so weniger, da die mildere Behandlung der Besiegten das Grauen vor dem Kriege und der Eroberung verringern mußte. Daß aber in dem Christenthum die Abschaffung aller Kriege und der endliche ewige Friede durchaus als Gebot und Folge enthalten sey, das wird weder Herr Benjamin von Constant noch ein Anderer uns beweisen. Freilich heißt das Evangelium die Lehre des Friedens, der Freude und der Glückseligkeit; aber wo ist denn je eine Religion gewesen auch in den rohesten Zeiten, die nicht Schöneres und Herrlicheres gewiesen, oder wenigstens darauf hingewiesen hätte, als hier auf Erden heimisch seyn kann? wo ist eine gewesen, die Mord, Raub und Gewalt als das erste ihrer Gebote aufgestellt hätte? Nie haben die Religionen den Krieg an sich als ein Gut und ein Glück gezeigt, höchstens den Krieg für ihre eigene Ausbreitung, wie Mahomed und seine Jünger und wie die christlichen Kreuzprediger im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert, die in der einen Hand das Kreuz und in der andern das Schwerdt hielten. Auch zur Tapferkeit und Mannlichkeit haben fast alle Religionen ermahnt, weil Tapferkeit und Mannlichkeit mit der Tugend Eins ist. Diejenige Religion, welche im Sinn der Friedseligkeit die Feigheit als eine Tugend anpriese, würde von allen Menschen verabscheut werden. Die christliche Re-

ligion ist allerdings eine friedselige, und zwar mehr als alle frühere Religionen. Sie hat den Menschen zuerst aus der Sinnenwelt in die Lichtwelt und Geisterwelt emporgehoben, sie hat ihn mit Feuer und Licht getauft, und von ihm begehrt, die ganze Schwere der Leidenschaften und alle Gewalten und Zaubereien, welche die Natur und die irdischen Elemente gegen ihn treiben können, dort unten zu lassen, und durch den allmächtigen Geist der Herr zu seyn. In jenem himmlischen Reiche, worin der wahre Jünger Christi wandeln soll, kann nur die durchsehende und durchsichtige Heiterkeit der Geister herrschen, der Wohllaut, der Einklang, der Friede. Friede des Geistes und der Seele, Friede mit aller Welt, menschliches Erbarmen mit jedem lebendigen Geschöpfe, kurz die Liebe ist daher das erste Gebot des Evangeliums. Aber dieser evangelische, dieser hohe und himmlische Friede, der als das höchste Gut des Herzens, als der reinste Spiegel und Lohn der höchsten Tugend gezeigt wird, ist nicht der irdische Friede, welcher freilich auch etwas Löbliches ist, wornach getrachtet werden soll, welcher aber hier unten nie ganz erlangt werden kann. Der Friede, welchen man sich als den Gegensatz des Kriegs denkt, wird in den heiligen Büchern unsers Glaubens auch gelobt, aber er wird nicht unbedingt geboten, so wie der Krieg nirgends unbedingt verboten wird; es wird nur oft geklagt, daß die Erde voll Hader und Unruhe ist und

daß der Mensch deswegen auch haderisch und unruhig seyn muß. Weil indessen der Geist des Evangeliums allgemeine Liebe und Freundlichkeit athmet, weil Zwietracht, Streit und Blutvergiessen und überhaupt alle wilde und unbändige Leidenschaften immer als Uebel, öfter noch als Mängel menschlicher Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit dargestellt werden, so haben einige christliche Sekten gemeint, es sey durchaus der Sinn der Bibel, auf Erden solle kein Krieg seyn, und ein Christ dürfe also nicht Krieg führen, ein Christ dürfe auch keinen Tropfen Blut vergiessen; lieber müsse er alle Drangsale und Plagen über sich hingehen lassen, denn daß er das Schwerdt ziehe. Diese Frommen, die aus redlicher Gesinnung so meinten, deuteten sich das Evangelium zu eng, weil sie die Erde und die irdischen Verhältnisse nicht zu deuten verstanden; auch hatten sie übersehen, an wie vielen Stellen das Evangelium gebietet, das Böse aus allen Kräften zu hassen und zu vertilgen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das ist aber nicht mit bloßen Worten und Ermahnungen gethan. Die Erde kämpft mit wilden und elementarischen Kräften gegen den Menschen, und er muß sich mit ihnen sein Lebenlang im Schweiße seines Angesichts zerarbeiten und zerplagen; aber am gewaltigsten und fürchterlichsten kämpft der Mensch gegen den Menschen. Weil sein himmlischer Geist der Erde eingebildet ist, so zerhadern sich auch in ihm diese

rohen Kräfte und Triebe, und sind durch die milde Rede und die sanftmüthige Lehre nicht immer zu zügeln. Sie dräuen oft, ihn und die ganze Erde zu zerreissen, und nur die Gewalt kann die Gewalt bändigen. Da ist nun Krieg, und Krieg wird auch auf dieser Erde bleiben, solange die Erde bleibt, die sie ist, und die Menschen bleiben, die sie sind: unvollkommene und zwischen zwei verschiedenen Ziehungen zwischen Himmel und Erde strebende und schwebende Geschöpfe. Der Tyrannei und Ungerechtigkeit zu wehren und der Wildheit und Rohheit zu steuern, ist in dem Menschenherzen und in der Offenbarung geboten; und der Krieg, welcher für so heilige Zwecke geführt wird, ist ein gerechter Krieg, und das Blut, welches in so heiligem Kampfe vergossen wird, schreiet nicht zum Himmel um Rache. Aber unschuldig vergossenes Blut und für die Willkühr und Tyrannei hingeopfertes Leben schreit Wehe! Wehe! zu dem, welcher oben die Wage der Gerechtigkeit hält. Weil nun an die Erde und an das Irdische so wilde Getümmel und Leidenschaften als unvermeidliche Uebel und Unvollkommenheiten geknüpft sind, so müssen zwischen Völkern so oft Kriege entstehen, wo man nicht einmal bestimmt sagen kann, welches von beiden Recht oder Unrecht habe. Diese Kriege muß man dann wie eine unmittelbare Naturnothwendigkeit betrachten, wie unter Knaben, die mit einander spielen, Händel entstehen, wo die regen und lebendigen

Kräfte bloß in die Uebung und Bewegung hineinstreben.

Das Christenthum hat also die Kriege nicht abschaffen wollen, und wird das auch künftig nicht wollen. Das Evangelium hat nie und nirgends gesagt, daß es auch die Erde und die irdischen Triebe und Bedürfnisse ganz verändern und aufheben könne und wolle. Es hat Regen, Schnee, Hitze, Frost, Hunger, Durst, Zorn, Wollust, Uebermuth und Ungerechtigkeit als Uebel und Plagen, und gelindest als Naturnothwendigkeiten hingestellt; es hat dem Menschen den alten adamischen Segen ferner verheissen, daß manche Noth, Kampf mit der Sünde und dem Uebel, Hunger, Kreuz und Pest auch unter seinem Gesetze sein Loos seyn würde; nur die himmlische Freiheit und den himmlischen Frieden, welche über der Erde sind, hat es ihm als Güter gezeigt, nach welchen er mitten in diesem irdischen Kampfe trachten soll und welche er in gewissem Sinn erreichen kann. Es wird also um den Besitz der Erde und ihrer Güter, und mit den Uebeln und Plagen der Elemente, und mit den größern Uebeln, welche die Leidenschaften der Menschen gebähren, gekriegt und gestritten werden bis an das Ende der Tage. Auch ist der Krieg hier unten kein so großes Verderben, als viele seiner Ankläger ihn beschuldigen. Die Mehrheit der Menschen würde alles Streben nach höhern Gütern und Tugenden verlieren, wenn die

Erde und ihr Besitz ihnen zu fest und sicher gemacht würde; sie würden sich mit irdischen Trieben ganz in die Erde hineinleben und ein rechtes irdisches Staubgewürm werden, da sie ihren unsterblichen Seelen nach doch himmlische Vögel seyn sollen, welche den Sternen und der alten Heimath immer entgegenfliegen. Ja wahrlich es ist sehr nöthig, daß die Seelen von dem Irdischen und von der Schwere des Irdischen geplagt und gepreßt werden, damit die Funken herausfliegen, welche das Matte und Faule entzünden und durch den dicken und umnebelten Horizont einen Lichtstreif zu dem verlornen Himmel ziehen. — Der Krieg ist nothwendig als Aufrüttler der Faulheit; der ewige Friede auf Erden, dessen Idee freilich so menschlich ist, würde das größte Unglück des Menschengeschlechts seyn: er würde durch Fäulung viel mehr verderben, als der Krieg durch Zerstörung. Was Stürme und Gewitter in der Luft sind, das ist der Krieg für die sittliche Welt. Er treibt die Menschen aus dem gewöhnlichen Daseyn heraus, reitzt und erweckt ungeheuere Thaten und Missethaten, und zwingt auch die Schlechtesten und Gemeinsten häufig, die bequeme Sinnlichkeit und die weichlichen Genüsse einer höhern Ordnung aufzuopfern. In hohen und stolzen Seelen aber erweckt er durch Verachtung der faulen Vergnügen, woran die meisten Sterblichen ihr Leben hängen, und durch Verachtung des Lebens selbst eine Kraft und

eine Würde, deren sie sich ohne ihn vielleicht nie so bewußt geworden wären. Ein edler Krieger, der für kühne Ideen von Freiheit, Recht und Vaterland ins Feld zieht und dafür alle Mittel des Lebens und das Leben selbst in die Schanze setzt, ist auf dem Pfade, auf welchem zu jeder Hoheit und Größe geschritten wird. Das Rohe und Wilde aber, was der Krieg in gemeinen Gemüthern hervorlockt, würde ohne den Krieg als das Faule und Liederliche nicht weniger verderblich auf die menschliche Gesellschaft gewirkt haben. Wie nach Stürmen und Gewittern die Natur gewöhnlich in frischerer Heiterkeit da steht und alle Sonnen und Sterne vom Himmel funkelnder auf sie herabzublicken scheinen, so stehen nach edlen Kriegen für hohe und heilige Zwecke die Völker gewöhnlich in freudiger Kraft und verjüngter Herrlichkeit da.

Es werde also Herr von Constant nicht gehört, und alle die, welche gleich ihm das Hirngespinst eines ewigen Friedens auf Erden bebrüten. Ihr allgemeiner Rath aller Völker und Staaten, ihre Versammlung der europäischen Amphyktionen, die künftig alle Kriege sogleich im Keim ersticken soll, ist ein Wahn, der eine Gerechtigkeit und Freundlichkeit voraussetzt, die hier nie allgemein seyn können, und der die Mängel der Erde und die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und also auch die Nothwendigkeit und das Bedürfniß des Kriegs, welche diese Gebrechlichkeit hat, nicht mit

in die Rechnung aufnimmt. Indessen laß sie einen solchen Völkerrath niedersetzen, laß sie eine solche europäische Amphyktionenversammlung stiften, die Natur, die ihren Gesetzen nicht untreu werden kann, wird schon dafür sorgen, daß es an Kriegen nicht fehle. Denn wie die Stürme mit einander kämpfen, wie die Ströme gegen einander brausen und die Wellen gegen die Wellen aufsteigen, damit in der Natur das Gleichgewicht entstehe, so müssen sich die menschlichen Kräfte und die Kräfte und Triebe der Völker gegen einander stoßen und reiben, damit auf Erden zuweilen die Aehnlichkeit eines Gleichmaaßes entstehe. Es ist hienieden kein Friede, es ist keine Gerechtigkeit: ihr unsterbliches Bild leuchtet oben aus den Sternen und hier unten aus den Herzen der edleren Menschen; aber sie sollen gesucht werden. Darum kämpfen die Völker unter sich und mit andern Völkern um das Recht, und werden ewiglich darum kämpfen; darum ist Krieg, und wird Krieg seyn. Zuweilen scheint eine Art von rechtlichem und sittlichem Gleichgewicht entstanden zu seyn, man schmeichelt sich dann mit einem langen Frieden und mit daurender Glückseligkeit der Völker; aber die irdischen Bedürfnisse und Leidenschaften und die weltliche Unruhe schlummern nicht, sie verschieben und verlegen die Maaße und Gewichte, das Gleichgewicht wankt zuerst, wird dann erschüttert, und endlich muß es im Kampfe der streitenden Elemente wiedergesucht werden.

Eben dieser Herr Benjamin von Constant sucht zu beweisen, daß der Geist der Eroberung und Ueberziehung mit der jetzigen Bildung und Verfeinerung der Europäer durchaus unverträglich sey; daß es ein rasender Wahnsinn sey, dergleichen in Europa wagen zu wollen, weil es auf die Länge durchaus scheitern und das Verderben des Wagers seyn müsse. Rohe und barbarische Völker, meint er, können an Eroberungskriegen Gefallen finden, und sich freuen, daß man ihnen die Welt zur Beute hinwerfe und sie selbst von Unruhe zu Unruhe führe; aber gebildete Völker, welche den Genuß der Künste und Wissenschaften und alle Verfeinerungen des Lebens empfunden und erkannt haben, werden denjenigen hassen und verfluchen, der sie aus der Stille in die Wildheit treibt, und endlich wird er durch ihren Haß und durch den Haß der Unterjochten fallen müssen; ja ein europäisches Erobervolk unserer Tage würde sogar seinen Kriegsruhm als ein Unglück und seine Siege als Niederlagen betrachten: es würde Trauerfeste feiern, wo der Tyrann Siegesfeste anbeföhle.

Man sieht, wenn man sein Büchlein liest, alles dies soll gegen Napoleon und für die Franzosen gesagt seyn; es ist aber leider kaum halb wahr. Wir können ihm das aus der Geschichte der letzten funfzehen Jahre am besten darthun.

Den Franzosen hat das Eroberhandwerk und selbst der Eroberer viele Jahre hindurch gar

nicht übel gefallen, und sie haben ihm seine pomphaften Ankündigungen und Verheissungen und die Worte großes Volk, unsterblicher Ruhm, französische Tapferkeit, französisches Reich gar wohlbehaglich nachgebetet. Es war auch gar nichts Unbequemes und Lästiges, Spanien, Portugal, Italien, die Schweitz, die Niederlande, Teutschland und Polen als zinsbare Länder unter sich liegen zu sehen, deren Schätze nach Frankreich flossen und deren Hülfsmittel zur Unterhaltung der französischen Heere und zur Bereicherung von ein paar Hunderttausend französischer Abentheurer verwendet werden konnten. Die ersten Kriege des Kaisers Napoleon, wodurch Oestreich und Preussen fielen und Italien ganz eine unterworfene Landschaft Frankreichs ward, däuchten ihnen gar angenehme Dinge. Als er sich freilich unterfing, das spanische Wespennest aufzurühren, als er darauf seinen tollen Zug gegen den Osten Europas vorbereitete, und die französische Jugend etwas zu freigebig vergeudete, da erst fing es an vielen Franzosen bedenklich zu werden, einige gebehrdeten sich auch, als ob sie eine Art Gewissen bekämen, und daß es mit ihrer Ueberziehung nnd Ausplünderung aller Länder doch wohl nicht so recht stehen möge. Als endlich alles drunter und drüber ging, und der große Sieger und Eroberer selbst auf der Flucht war, und von seinem Heere von einer halben Million Männer etwa 40000,

meist Krüppel und Kranke, zurückkamen, kurz als die Strafe und das Unglück mit einander kam, da murrten schon viele, und meinten, Eroberungen seyen gefährlich. So ward hier nach dem Erfolge gerichtet, so hat auch Herr Benjamin von Constant gerichtet, und so richten die Menschen gewöhnlich. Wir wollen aber die Sache einmal ein wenig umkehren, und sie wird sich ganz anders zeigen.

Wenn Napoleon der großen Rolle, welche das Glück ihm in die Hände gab, gewachsen war, so hätte ich sehen mögen, was den größten Theil Europas während seines Lebens, d. h. vielleicht noch dreißig bis vierzig Jahre, von der Knechtschaft hätte retten und den Franzosen den Eroberer hätte verleiden wollen. Bis zum Jahr 1807 ging es mit ihm einen guten Gang. Wenn er nun so Schritt vor Schritt weiter ging, die Neigung der Menschen durch eine gewisse Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit und durch halb wahre halb gleißende Verheissungen und Gelobungen bestach, und nach einem zusammenhaltenden System Teutschland und Italien vor allen an den Schemel seines Throns recht festschmiedete; wenn er nicht toll auf Spanien und nachher noch toller auf Rußland zufuhr; wenn er nicht das Ganze gegen ein Achtel, das er noch gewinnen konnte, auf das ungewisseste Würfelspiel des Glücks setzte, so waren wir fest genug, und wahrscheinlich noch sehr lange fest. Trotz aller

Bildung Europas und Trotz aller Hindernisse, welche nach Constant einem Eroberer darin begegnen sollen, hatte die französische Revolution und nachher dieser korsische Bonaparte schon halbwilde Barbaren genug gemacht, welche auf Raub und Mord und auf jeden schändlichen Dienst der Knechtschaft eingehetzt waren; auch in Teutschland und Italien waren in den stehenden Heeren, die unter seinem Befehl in Oestreich, Polen und Spanien gefochten hatten, ähnliche Halbwilde genug gebildet, die nichts als den Namen Napoleon und die napoleonische und französische Raublust athmeten und alle edlere und menschliche Gefühle und alle Barmherzigkeit erstickt hatten. Wer, wenn er nicht verrückt und durch Gott verstockt geworden wäre, hätte ihn erschüttern wollen, der 600000 solcher bewaffneten Halbwilden in Frankreich und 300000 derselben in Teutschland und Italien befehligte? Wie treu sie ihm dienten und wie sehr sie an ihm hingen, kann man daraus sehen, daß viele der teutschen Officiere, die unter ihm das Kriegshandwerk gelernt haben, noch vor Jammer knirschen, wenn sie an seinen Fall denken, daß sie sich rühmen unter ihm gefochten zu haben, ja daß sie sich sogar der Gräuel rühmen, die sie für ihn haben begehen dürfen. So hörte ich den verflossenen Sommer, wo ich mich in einer Hauptstadt des vormaligen Rheinbundes in einem Gasthause zufällig mit vielen Officieren zusammen-

fand, diese Herren einander mit Wohlgefallen erzählen, wie sie und ihre Regimenter in Spanien von den brigands (so nannten sie die spanischen Guerrillas) nicht anders als los terribles genannt worden wegen ihres grausamen Verfahrens gegen die, welche sie von ihnen fingen. Wahrlich dieser Bonaparte ward lange Zeit von den meisten Franzosen vergöttert, als der sie groß und reich machte und ihnen die Welt zur Plünderung überlieferte; sein Heer betete ihn an, weil er ihm alles erlaubte, und er hätte auf Kosten aller hohen Künste, Wissenschaften und Tugenden seinen Wunsch, endlich nur Bauern und Soldaten zu befehligen, sehr weit bringen und Europa von einem Ende bis zum andern mit bewaffneten Ungeheuern überschwemmen können, wenn ihm die Umsicht in der Zeit gegeben wäre, wie er die Kühnheit des Augenblicks im höchsten Grade besitzt. Noch bejammern in Frankreich Hunderttausende seinen Fall, die dadurch das Recht der Gewalt und des Raubes in den unterworfenen Ländern verloren haben; noch beweinen ihn viele Gauner, Abentheurer und Verräther in Teutschland, Italien, Polen und andern Ländern Europas, welchen er allein eine sichere Aussicht und Hoffnung des Glücks war. Herr von Constant sage uns also nicht, daß der Eroberer durch den allgemeinen Haß gefallen sey; nein durch eine Verstockung ist er gefallen, die von Gott kam, der Europa nicht in so arger

Schande versinken lassen wollte. Er hat aber den Satz bewiesen, daß Eroberer und Eroberungen in Europa auch jetzt noch möglich sind, wie sie vor Jahrtausenden in der Geschichte fast als Mährchen klingen, und daß Ehrgeitz, Herrschsucht und Habsucht in einem Volke zuletzt mächtiger seyn können, als alle Stimmen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit.

Vor Bonaparte hatte man lange geleugnet, daß über Europa von Europäern selbst solche Zerstörung und Umkehrung sich hinwälzen könne, als wir in den letzten Jahrzehenden erlebt haben; aber aus Asien, hatte man immer gemeint, könne sich wohl einmal wieder eine Völkerfluth gleich einem vollen Bergstrom mit unwiderstehlicher Gewalt von Osten gegen Westen ergiessen, und alles überschwemmen und wegspülen, was wir jetzt die Kunst und Bildung unsers Welttheils nennen. Solches Unglück aber scheint mir nach der gegenwärtigen Lage der Welt und nach den Verhältnissen der Welttheile und Völker gegen einander, wie wir sie kennen, durchaus unwahrscheinlich; wenigstens scheint sie mir in dem Schooße der fernsten Zeiten zu liegen. Solange das Christenthum als Bildungskeim und Lebenskeim in Europa frisch und lebendig bleibt, kann dort die den Menschen innewohnende Kraft nicht so erlahmen und ersterben, daß sie von einer Fluth wilder Barbaren weggeschwemmt werden könnte. Denn

könnten auch die südlichen Völker des Welttheils ausarten durch Weichlichkeit und Entnervung, den germanischen Norden lassen Himmel und Erde, die ihn zu sehr in Uebung halten, nicht erschlaffen und ausarten. Freilich wenn das Christenthum in ihm selbst absterben könnte, dann wäre eine solche Möglichkeit des allgemeinen Völkerbegräbnisses da, und dann allein; aber wer kann sich das je denken? Wir Teutschen und unsere nördlichen Brudernachbarn, die Schweden, Dänen, und Norweger, stehen gottlob, so alt die Geschichte ist, als ein unbezwungenes Urvolk da: ein Beweis, daß wir nicht leicht wegzuspülen sind. Ueber alle die andern Völker aber, welche südlich der Donau und den Alpen und Ardennen in Europa gewohnt haben, haben wir die vielfachsten Wechsel hinrollen sehen; so daß Namen nicht mehr gehört werden, die einst gewaltige Namen waren, und Völker von dem Erdboden verschwunden sind, daß man ihre Stätte kaum noch kennt. Denn wo sind die Illyrier, die Thracier und Macedonier? wo sind die Ausonier, Hetrusker, Griechen, Latiner, Römer und Gallier Italiens? wo sind die Gallier, und Iberier und Aquitaner Galliens? wo die Iberier, Celtiberier, Lusitaner, Kantabrer Spaniens? Alle da gewesen, und andere Namen, Orte und Menschengeschlechter an ihrer Stelle. — Wir haben also nicht leicht solche Gefahr von Fremden zu befürchten, am wenigsten von frem-

den Barbaren; denn mit dem Schwerdte haben wir immer allen begegnen können, am gefährlichsten ist uns aber von jeher die List von Gebildeten gewesen. Auch antworten wir denen, die sagen, wir seyen noch jung in der Geschichte und auch unser Alter werde kommen, wie jene Südlichen durch das Alter untergegangen sind, daß sie die Geschichte nicht verstehen noch von der Bildung unseres Landes und unserer Menschen und von ihrem Verhältnisse zu dem Süden in der früheren Zeit die Deutung haben; denn vielleicht haben wir in Europas Norden und Nordwesten eben so früh gewohnt, als Latiner und Iberier im Süden wohnten. Aber wir blieben, die wir waren, oder blieben doch wenigstens uns selbst ähnlich; jene aber wurden Schwächlinge und Weichlinge, und da wurden sie wie anderer hinderlicher und fauler Schutt von den Jahrhunderten weggeräumt, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wird.

Was nun die Franzosen des Herrn von Constant und ihre Liebenswürdigkeit und Friedseligkeit betrifft, so glaube Keiner, daß sie den Gedanken schon aufgegeben haben, uns wieder erobern und unterjochen zu wollen. Diese werden uns so lange necken, bis wir einmal mit der vollen Gewalt des germanischen Zorns über sie herfahren; dann mögen sie sehen, was sie sich bereitet haben. Wir haben nie vor ihrer Tapferkeit zu zittern bedurft, aber ihre Hinterlist und Tücke müssen wir fürchten;

sie aber mögen vor uns zittern, denn wir haben unsere Kraft fühlen gelernt, und wann sie diese wieder reitzen, so mögte sie in Flammen auflodern, wogegen alle gallische Gewandtheit und List nichts vermögte. Durch Künste der Lüge werden diese Nachbarn uns immer gefährlich seyn; bringen sie uns aber zu dem Zorn der Herzen und Fäuste und steht Volk gegen Volk in den Waffen, dann sprudelt in uns etwas, das sie mit allem ihrem Dünkel und Uebermuth in die Luft sprengen wird. Sie haben durch ihre Grausamkeit und Büberei gegen unser edles Volk einen Vulkan in uns aufgeschürt, dessen Flammen sie verzehren können. Wir sind das einzige Volk, das sie züchtigen kann, und sie werden nicht von uns ablassen, bis wir die ganze Schwere auf sie wälzen. Dann werden sie den Namen Allemannen mit Zittern aussprechen, wie jene Gallier einst den Namen Germanen nannten.

Auch mit Bonaparte drohen noch Einige und Andere zittern gar. Lächerlich genug. Denn sie kennen das Schicksal nicht noch die unendliche Gewalt, die im Leben und in der Geschichte waltet. Auch wenn der Mann frei wäre, daß er gehen könnte, wohin er wollte, in Frankreich könnte er Aufruhr genug machen, großes Leid könnte er über Frankreich und einiges auch über uns bringen, aber zu der alten Größe und Herrschaft steigt ein solcher nicht wieder. Er ist abgetreten wie ein Feiger, der um das Leben, wie ein Geitzhals, der

um die Schätze zittert; er hat das große Würfelspiel des Glücks nicht wie ein kühner Mann oder wie ein frecher Bösewicht ausspielen wollen. Ein solcher hat ihm selbst das Urtheil gesprochen, was er noch seyn kann.

Also Krieg sey, weil die irdische Natur und die menschliche Natur es so will und weil Gott es von Anfang an so eingerichtet hat. Aber verflucht sey der Krieg des Frevels und der Tyrannei, verflucht sey der Eroberungskrieg, und gebrandmahlt der Eroberer als ein gefleckter Ungeheuer unsers Geschlechts! verflucht sey, wer fremde Völker unterjochen und beherrschen will! Dies sollte endlich als ein stehender Grundsatz der Politik und der Menschlichkeit ausgesprochen und geheiligt werden, so würde der blutigste Jammer und die scheußlichste Schande der Kriege von selbst wegfallen. Viele Streite um Recht und Besitz, die zweifelhaft sind, und mancherlei Triebe und Neigungen, auch die verschiedenen Strebungen der Zeitalter selbst, die sich bekämpfen müssen, können nur mit dem Schwerdte geschlichtet und geschieden werden; wer aber von Anfang an nur auf Raub und Unterdrückung auszieht, den zerschlage das Eisen bis zur Vernichtung, und der Fluch der Völker reisse ihn aus den Blättern der Geschichte, und vertilge sein Daseyn und sein Gedächtniß von dem Erdboden! Amen.

8.

Von einer Volkstracht, von Orden, und von andern Gegenständen der Meinung.

Kleider machen Leute, sagt ein altes jedermänniglich bekanntes Sprichwort. Dieses Wort ist so wahr im guten und im bösen Sinn, daß man es selten umkehren und sagen kann: *Leute machen Kleider*. Wahrlich über die meisten Menschen hat das Zufällige und Willkührliche eine viel größere Gewalt, als das Nothwendige und Bleibende. Die Meisten von uns sind so gebohren und gebildet, daß sie immer mehr zittern bei dem Gedanken: *was werden Andere davon denken und sagen?* als bei dem Gedanken: *was muß dein eigenes Gewissen davon denken und sagen?* Wir sind lieber die Hämmel, die dem Bock, der vorangeht oder voranspringt, gedankenlos folgen — und sollte er uns geradesweges unter die Wölfe führen oder in den bodenlosen und reissenden Strom leiten — als daß wir uns etwas mühevoller den eigenen sichern Weg suchen. Die meisten Menschen sind hohl unter den Rippen, und wollen jemand haben, dessen An-

sehen sie ihnen füllt; sie sind für den blinden Gehorsam gebohren, und fühlen sich glücklich dabei. Weil dem so ist, so muß es wohl das Beste seyn, weil Gott nichts Anderes als die beste Welt hat machen können. Dieser Trieb, sich von Andern leiten und bestimmen zu lassen, weil man den Muth und die Thätigkeit dazu nicht hat, kann also, weil er bei den Meisten ein angebohrner Trieb ist, gar nicht als etwas Sündliches gescholten werden. Weil die Menschen in dem Lande der Eitelkeiten der Eitelkeit unterworfen sind, so sollten die Regierungen und alle diejenigen, welche auf die Menge einen bedeutenden Einfluß haben, sie bei der Eitelkeit fassen und durch das Aeusserliche auf das Innerliche hinarbeiten, bis dieses durch die Meinung und durch Grundsätze, welche die Besseren daran hängen, genug erstarkt und ermannt wäre, daß es das Aeusserliche als ein Kind des Bedürfnisses und der Vergänglichkeit, was es fast immer nur ist, schätzen und würdigen könnte.

Ich habe vor mehreren Monaten über Kleidertracht und Mode einige Worte durch den Druck ausgehen lassen, und ich denke, die Zeit ist noch da, daß man auf denselben Gegenstand immer noch einmal wieder zurückkommen kann. Wir haben in den beiden letzten Jahren durch Gottes wunderbaren Geist, der in uns mächtiger gewesen ist als die vergänglichen Arme, solche Thaten des Heldenmuthes und der Seelenhoheit gethan, wor-

über unsere ältesten und längst hingeschiedenen Helden und Kaiser und Fürsten, die ihr Teutschland als ein Heiligthum im Herzen trugen, sich gewiß im höchsten Himmel gefreut und Gott gedankt haben, daß sie die Ahnherren solcher Männer sind. Diese Thaten oder vielmehr der unsichtbare und gewaltige Geist Gottes, der sie gebohren hat, haben auch unsre Geschichte und das Gemüth und die Seele unseres Volkes wieder aufgeschlossen, welche für uns lange wie ein verhülltes Räthsel gewesen waren; wir haben die Namen Teutschland und Vaterland und teutsche Ehre und teutsche Freiheit wieder wie etwas Heiliges und Hochverehrliches ausgesprochen, und die Worte Teutsch und ein Teutscher haben nach langen Jahrhunderten zum ersten Male wieder angefangen uns gleich den Worten Bruder und brüderlich zu klingen. Durch alle Klassen und Alter ist für alles Teutsche ein warmes Gefühl von Liebe und Treue gedrungen, das uns künftige Eintracht, Herrlichkeit und Macht bringen könnte, wenn wir es verständen, dieses Gefühl weiter zu pflegen, und uns da, wo die verschiedenen Regierungen mit ihren kleinlichen Rücksichten und Listen der Habsucht und Ehrsucht immer wieder aus einander reissen wollen, fest und fester in einander zu binden. Sehr leicht wäre es jetzt, leichter denn je vorher, alles Teutsche zu einer Einigkeit, Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit zu erheben und zu ver-

binden, deren es vor zehen Jahren durchaus noch unfähig war. So hat Gott uns vorgearbeitet und den Boden für die glückliche Besamung der Zukunft bereitet. Ausser den innerlichen Mitteln dieser ächten Wiederverteutschung der teutschen Menschen, dieser glücklichen Zurückführung auf uns selbst und auf die zu lange versäumte Herrlichkeit unseres Wesens und unserer Geschichte giebt es auch der äusserlichen Mittel genug; und schon ein paar davon, wenn sie über das ganze Reich angewandt würden, müßten von der allergrößesten Wirkung seyn. Das Aeusserliche ist das Meiste in dieser Welt, es verhält sich zu dem Innerlichen gewöhnlich wie Hundert zu Eins. Die Mehrheit der Menschen, die nicht gerechnet und gewogen wird, rechnet und wägt auch nicht, sondern wird von dem Strom fortgetrieben, wie er eben fließt; sie wird von den äusserlichen Dingen beherrscht und endlich unterjocht, wenn man im Innern nicht gegenbaut und wenn man die Aeusserlichkeiten nicht wieder durch andere Aeusserlichkeiten bekämpft.

Wir Teutsche waren vor fünfhundert, ja noch vor dreihundert Jahren ein Volk, welches das eigenthümlichste Gepräge trug. Unsre Religion, unsre Gesetze, unsre Wissenschaft, unsre Kunst, unsre Sitten, Weisen und Gebräuche — alles bildete ein ganz eigenes Leben und Wesen, dem man es ansah, daß es nicht aus der Fremde geholt,

sondern aus eigenen Wurzeln erwachsen war. Die Zeichen dieses eigenen Lebens stehen in dem, was uns von dem Wirken und Thun unserer Vorfahren noch übrig ist, in solcher Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit noch vor uns, daß wir daraus lernen können, welche Menschen diejenigen waren, die in solchen Werken und Thaten sich der Nachwelt offenbart haben. Seit drei Jahrhunderten aber ist alles anders geworden; wir sind in thörigter Eitelkeit und Verblendung, worin wir unsere eigene Herrlichkeit verkannten, aus uns herausgegangen, und haben bei den Fremden gesucht, was wir lange schon viel besser bei uns selbst hatten. Fremde Sprachen, fremde Moden, fremde Sitten, fremde Kleider, allen fremden Tand haben wir von dem Auslande begehrt. Der Engländer soll uns lehren, wie wir uns am besten kleiden, der Franzose, wie wir uns am glattesten gebehrden und am zierlichsten und nichtigsten plappern, der Türke, wie wir den Bart stutzen, der Pole, wie wir den Säbel und die Sporen umschnallen, der Italiäner, wie wir den Mantel werfen, und der Ungar und Spanier, wie wir mit Ernst und Großheit eine vornehme Würdigkeit darstellen. In diesem verkehrten Streben, von allen etwas anzunehmen, und uns zu allgemeinen Bildern von ganz Europa zu bilden, verlieren wir das Ganze, was wir seyn könnten, und stellen nie das feste und stattliche Bild eines eigenen Vol-

kes dar. Uns Thoren geschieht Recht, daß die, welche schlechter sind als wir, uns als schwerfällige, unbehülfliche und verstockte Tölpel und als knechtische Nachäffer verspotten; und auch gegeisselt worden sind wir mit Recht in diesen Tagen, weil wir das kleine und das große Teutsche zu sehr vergessen, ja in manchen Gegenden des Vaterlandes fast verachtet hatten.

Kleider machen Leute. Haben uns diese gewaltigen Kleider eine Zeitlang beinahe zu halben Engländern und Franzosen machen können, warum sollten sie uns nicht auch wieder zu Teutschen machen können? Der teutsche Herrscher, welcher in allen seinen Landen für alle Männer und Frauen einerlei zweckmäßige Tracht einführte, würde für die Zerstörung fremden Tandes, für die Vernichtung vieler Eitelkeit, für die Wiedererweckung teutscher Sitten und die Belebung teutscher Gesinnung etwas sehr Großes und Wichtiges thun, wiewohl ich weiß, daß Viele über die Wichtigkeit, die ich diesen anscheinlich kleinen und äusserlichen Sachen gebe, vornehm lächeln werden. Wenn das Eine gleiche teutsche Kleid, für jedes Geschlecht eine bestimmte Art, für Männer und Frauen einmal festgestellt wäre, und zwar eine Gattung für die gewöhnlichen und eine andere für die festlichen Tage, so würde sich in diesem Kleide bald auch etwas Eigenes feststellen, etwas, das allen als teutschen Menschen recht eigentlich ge-

bührte und geziemte: es würde sich das Teutsche in das Kleid und in sich selbst hineinstellen, statt daß es nun mit dem fremden Rock immer auch in das Fremde tritt und sich mit allerlei Affensprüngen und Katzenmännchen bald französisch bald englisch gebehrden lernen muß. Freilich nicht alle Wechsel, nicht alle liebliche Tändeleien der Mode, nicht alle Blumenspiele von Verzierungen, welche besonders dem zarteren und kindlicheren Geschlechte angehören, wollten wir bei unserer teutschen Volkstracht durchaus wegschneiden, sondern weit genug sollte das Feld da der unschuldigen Eitelkeit noch bleiben, die uns über so manche schwere Nöthen des Lebens hinweghilft; aber mit fremden Eitelkeiten, mit fremden Sitten und Weisen, worin immer ein Verderben ist, weil sie nicht als etwas Unschuldiges und Unbewußtes kommen und gehen, würde nicht mehr so viel gespielt werden. Selbst die teutsche Tüchtigkeit und Gesinnung würde durch die Einheit der Tracht vielfach gefördert werden; nicht daß ich dem Rocke eben die Wunderkraft beilege, daß er sich unmittelbar bis zum Herzen durchfühle und ein Ermahner und Beichtiger des Herzens sey, sondern weil alle Menschen in dieser Einheit äusserer Darstellung sich als etwas Gleiches und Gemeinsames fühlen lernten, und dem teutschen Rocke endlich die Ehre beilegen würden, daß unter ihm auch ein tapferes und ernstes Herz schlagen müsse. Das auch würde sehr wirksam

seyn, daß niemand mehr für teutsch gölte, der sich nicht teutsch kleidete. Auf diese Weise würden die Schaafe von den Böcken gesondert werden, wenn man den Polen, den Franzosen, den Spanier und Engländer sogleich unter uns erkennete als den Fremdling; denn daß jene sich bei uns in unserer Tracht kleiden würden, dürfen wir von ihnen gar nicht erwarten, da sie lange schon gewagt haben, uns als die unerfinderischen und geschmacklosen Menschen anzusehen, und zu meinen, von uns könne nichts als Leerheit, Steifheit und Abgeschmacktheit ausgehen. Diese ihre Meinung von uns würde uns nicht schaden, da sie sich dadurch entfernter von uns hielten und uns in ihrer eigenen Tracht immer als Fremdlinge gezeigt würden, die uns nicht so leicht wie jetzt zu sich hinüberziehen und verführen könnten. Wir würden durch diese unsere eigene Tracht denen, mit welchen wir jetzt farbenlos und gestaltlos in gutmüthiger Allgemeinheit, man mögte oft sagen Gemeinheit, sogleich zusammenfliessen, gradezu gegenüber gestellt als Volk gegen Volk. Dann, wann wir uns alle übersähen und fühlten als Teutsche, (so fühlt sich der Rock auch bis ins Herz), als Ein gemeinsames großes Volk, würden wir uns gegen jenen zuerst mit den Augen und dann auch mit den Gedanken messen, und finden, daß wir wohl so stattlich und schön und anmuthig seyn können wie sie, und daß wir innerlich noch wohl

schöner und anmuthiger seyn können, als die meisten von ihnen. Der Rock würde uns auch stolz machen, zuerst auf unser Aeusserliches, dann auf unser Innerliches. So wächst das Größte aus dem Kleinsten, und so ist alles gewaltig in seinen Wirkungen, was Viele zugleich zusammenbringt. Denn in der Menge wandeln alle Geister und alle Götter; gieb ihr nur das Große, was sie auf irgend eine Weise reitzt, und diese Geister und Götter springen entweder zum Verderben oder zum Heil des Volkes alsbald als sprüdelnde Feuerklumpen hervor, und entflammen oder verbrennen.

Großes würde der einzelne teutsche Herrscher thun, der eine Volkstracht einführte, welche teutschem Ernst und teutscher Kraft und Sittlichkeit und dem Himmel und der Erde, die über uns gebieten, angemessen wäre; er würde in diesem Kleinen und Unscheinbaren eine weite Bahn der Tugend öffnen. Aber wie viel größer wäre es, wenn über ganz Teutschland vom Norden bis zum Süden einerlei Tracht und Zeichen waltete; wie würde das das Volk verbinden und halten! wahrlich viel kräftiger und inniger, als manche Gesetze; wenn den teutschen Menschen etwas so unterschiede, daß man ihn als solchen nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch in der fernsten Fremde, in Newyork und auf dem Kap, in Petersburg und London bei dem ersten Blick wieder er-

kennte; wenn er eine Tracht und ein Zeichen hätte, wobei man ausrufen könnte: Das ist ein Teutscher, das ist mein Bruder und Landsmann. Nun aber begegnet der Baier dem Preussen, der Oestreicher dem Wirtemberger, der Hesse dem Hanoveraner, und alle sehen und fühlen sogleich das Kleinliche und Trennende, und begrüßen sich kälter, oder gehen sogar gleichgültig an einander vorüber. Ja tragen sie jeder die besonderen Zeichen ihres Landes, oder irgend ein Abzeichen, das ihr Herrscher ihnen gegeben hat, sie von andern teutschen Völkerschaften zu unterscheiden, so dient das durch mancherlei unangenehme Erinnerungen, die es erweckt, wohl gar dazu, sie noch mehr von einander zu trennen.

Wir hofften bei dem Anfange des heiligen Krieges für unsere Freiheit und Selbständigkeit, es würde von den großen Herrschern irgend ein gemeinsames Zeichen erfunden und bestimmt werden, das alle Teutsche ohne Unterschied tragen müßten; aber das geschah leider nicht: es erschien kein allgemeines, kein teutsches Zeichen, denn auch das Kreuz auf Hüten und Mützen war bloß für die Landwehr. Man sah statt eines solchen allgemeinen Zeichens eine preussische, östreichische, hessische, sächsische, bairische, mecklenburgische, hanseatische rc. Kokarde, und konnte in zwanzig und dreißig verschiedenen Abzeichen lesen, wie zertheilt und zerstückelt das arme teutsche Volk noch ist. Wahrlich

ein allgemeines Zeichen, am Hut und an der Mütze getragen, würde neben andern Wundern auch seine Wunder gethan haben. So sind die Menschen, bei den meisten geht der Weg zur Seele zuerst durch die Augen.

Eben so, behaupte ich, würde der Gewinn für das teutsche Gefühl und die teutsche Gesinnung gar nicht zu berechnen seyn, wenn nur erst alle Soldaten in Teutschland einen Rock von gleichem Schnitt und gleicher Farbe trügen. Wie es nun ist, bei der ausserordentlichen Verschiedenheit der Monturen, wo einige Fürsten ihre Krieger sogar noch fast ausländisch und französisch gekleidet haben, und alle feindselige Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit, die sie auszulöschen suchen sollten, in ihren Röcken mit zur Schau herumtragen lassen, sind die teutschen Soldaten, wo sie sich begegnen, als ganz verschiedene, oft gar als ganz widerwärtige Theile einander gegenüber gestellt; und grade diejenigen, durch welche in der Gemeinschaft der Arbeiten und Kämpfe für das Vaterland die einzelnen Völkerschaften, welche lange Zwietracht zerspaltete, wieder zum teutschen Volk zusammenwachsen könnten, halten die Völkerschaften am weitesten von einander. Es ist zu hoffen, daß man bei dem Wiener Kongresse die allgemeine teutsche Volksbewaffnung nicht vergessen wird, daß man auf eine Kriegsordnung für ganz Teutschland denken, und sie so tüchtig und lebendig einrichten

wird, daß das Reich in Sicherheit und Ehre bestehen kann. Da könnte für das Ganze etwas sehr Wohlthätiges und Wichtiges geschehen, wenn für ganz Teutschland ein allgemeiner Waffenrock eingeführt würde, wenn z. B. in Baiern, Oestreich, Preussen, Hannover rc. die Reiter, das Linienfußvolk, die Grenadiere, die Jäger in ihrer Art einen gleichen Rock trügen, ich meine von demselben Schnitt und von der gleichen Farbe; den leichten Truppen, als den Husaren und Springern (Voltigeurs), mögte man, wie sie selbst sich bunt hin und her durchkreuzen, das bunte Mancherlei der Art und Farbe auch ferner lassen. Wahrlich' wenn sich die teutschen Soldaten nicht mehr so durch das äussere Kleid und die Farbe unterschieden, wenn bloß hie und da ein kleines Zeichen auch die Landschaft und den Herrscher, welchen sie angehören, andeutete, viele haderische Gefühle und Gedanken würden sogleich beschwichtigt seyn, sie würden einander wie Brüder vorkommen, was sie ja auch sind, und durch die schlimmen Unterschiede würden sie nicht gleichsam als verschiedene Völker gegen einander in den Harnisch treten.

Lächelt nur, die ihr so leicht über alles lächelt, was klein aussieht; ich will euch sogleich zeigen, wie groß es ist; und leider noch könnt ihr es alle Tage sehen, wenn ihr die Augen aufthun wollt.

Die fromme Legende erzählt so oft, wie lange Jahre der Teufel um eine Menschenseele bei Tage

und bei Nacht, in Frost und Hitze und in allerlei Nöthen und Gefahren hat herumlauern und schleichen müssen, ehe er sie nur erst mit einem Finger berühren durfte. Hatte er aber nur erst einen Finger auf den Saum des Kleides legen dürfen, so zog er den Menschen auch bald an dem ganzen Rock fort: und nicht lange, so hielt er ihn mit seinen lüsternen Klauen auch bei allen Zipfeln des Herzens fest; hatte er nur erst einen Tropfen Blut, wie bald leckte seine gierige Zunge auch die innersten Süßigkeiten der unschuldigen Seele aus! Wir haben in unsern Tagen den Satan mit allen Künsten der Hölle leibhaftig unter uns wandeln gesehen, wie er die unschuldigen Seelen bei den Rockknöpfen und Monturzipfeln gefaßt, und wie er sie mit Kokarden und Bändern und Orden für die Hölle festgebunden hat, so daß sich die wenigsten bis jetzt haben lösen können, obgleich der Satan selbst in den kahlen Felsklüften der Insel Elba mit Ketten der Finsterniß gebunden liegt und nicht mehr unmittelbar zu ihnen kommen noch auf sie wirken kann wie vormals. Ich habe seit einem Jahre so ziemlich die Musterkarte aller teutschen Völkerschaften und aller Truppenarten der verschiedenen teutschen Fürstenthümer gesehen. Diejenigen, welche eine eigenthümliche oder nur eine dem teutschen Wesen mehr entsprechende Montur trugen, waren immer bescheidener, stiller, teutscher in Art und Gesinnung, als die nach dem französischen

Muster gekleideten. Es ist mir immer vorgekommen, als spuke ein lebendiger Franzosenteufel in dem Rocke, so waren mit dem verfluchten Kleide auch Haltung, Gebehrde, Art und Gesinnung französisch geworden: so daß mir immer eine Art Ekel angekommen ist, wann ich solche gesehen habe. Wie vollends die kleinen Zeichen, die Bänder und Orden binden, an wie vielen teutschen Officieren hat man das sehen können, und sieht es bis auf diesen Tag! Wie ungern haben sie die fremden Zeichen abgelegt, wahre Denkzeichen der Schande und Angebinde des Teufels, weil sie sie in Oestreich, Preussen und Polen gegen die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes, und in Spanien durch die Zerstörung und Unterdrückung eines edlen Volkes verdient hatten! wie haben sie sich damit gebrüstet, als wären es rechte Ehrenzeichen! und wie tragen die meisten von ihnen ihren Napoleon, der sie zu Räubern und gemeinen Hetzhunden der Tyrannei erniedrigt hatte, immer noch mit einer gewissen Zärtlichkeit im Herzen!

Man kann hier wohl mit Recht den alten biblischen Spruch: Geschieht dies am grünen Holz, was will am dürren werden? umkehren, und sagen: Geschieht dies am dürren Holz, was wird am grünen werden? Wenn die Hölle solche Kleinigkeiten so gewaltig für sich hat gebrauchen können, warum sollte der Himmel denn nicht eben so mächtig seyn? Warum sollten

der Schnitt und die Farbe der Kleider und die Zierrathen von Zeichen und Ehrenzeichen nicht auch Teutschland dienen können, wie sie Frankreich gedient haben, wenn unsere Herrscher nur den Muth und Stolz haben, Teutschland und das Teutsche höher zu stellen, als die einzelnen Kleinigkeiten und Herrlichkeiten, die man uns bisher als etwas Großes hat verehren heissen. Gewiß es wird am grünen Holze auch grün und lebendig ausschlagen und blühen, wenn man es nur frei und muthig wachsen läßt, wohin es will. Ueberhaupt wenn die Regierungen im guten Sinn etwas mehr auf die Meinung achteten und sich ein wenig darauf verständen, wie man sie für die höchsten und edelsten Zwecke gebrauchen kann, und welche Gewalt durch sie auch in den geringsten Kleinigkeiten liegt, sie würden über so Manches nicht hinsehen als über etwas Unbedeutendes, was doch die schwersten und reichsten Folgen hinter sich hat. Das Leben draussen besteht aus vielen Kleinigkeiten, die meisten Menschen hangen an Kleinigkeiten, und werden durch sie gelockt und angeködert, wie das Fischlein durch die blanke Angel, die im Wasser schaukelt. Wer alle diese Kleinigkeiten, wodurch auf die Menschen gewirkt werden kann, für das Gute und Rechte zu erfassen und zusammenzubinden weiß, der weiß etwas sehr Großes.

Zu dieser Art blanker Kleinigkeiten und Zierrathen rechnen viele Menschen auch die Ritter-

orden, besonders seit zehen Jahren, wo man in manchen Ländern angefangen hat, sie fast so häufig auszutheilen, als Zeichen am Hut und andere Abzeichen, wodurch ein Volk sich von dem andern unterscheiden will. Durch diese häufige und leichte Austheilung sind Kupferheller geworden, was sonst schwere Goldmünzen waren, und die Leute empfangen sie fast wie etwas Alltägliches, wie der Bettler das Leichte, was man ihm in den Hut oder an den Hals wirft, empfängt, als sey ihm nichts gegeben worden. Viele sagen hiebei, wenn man das Verfahren tadelt: Klaget nicht und schreiet nicht, das sey ein Misbrauch und eine gräuliche Verschwendung der Verdienstzeichen, sondern freuet euch und jauchzet, daß das Verdienst so gering geworden ist, daß derjenige fast der Ehrenvolleste zu seyn scheint, der keinen blanken Schimmer auf der Brust trägt. Jedes Uebel der Eitelkeit muß sich durch sich selbst zerstören, bis es sich zu der äussersten Spitze hinauftreibt. Dann tritt eine Zwischenzeit der Besinnung und des Verstandes ein, bis eine ähnliche neue Pest kommt und die vergangene unter neuen Namen und Scheinen wiederholt. Wenn es dahin gekommen ist, daß jedermann mit diesen bunten Zierrathen geschmückt ist, so scheinen wir uns auch dem Ziele eines allgemeinen Volkszeichens zu nahen, weil die Augen der Menge leichter gereitzt und gewöhnt werden, als die Geister: wenn nur erst jeder haben will, was ihn allen Andern

gleichstellet, so werden wir das teutsche Babel bauen, den Vereinigungspunkt, um welchen Alle sich versammeln können. Ueberdies ist es noch in anderer Hinsicht gut, daß die Ritterorden von Tage zu Tage vielfacher und gemeiner gemacht werden. Nichts dient mehr als diese Vermehrung und Verringerung derselben, das elendige aristokratische Princip, das dem lichteren Geiste des Zeitalters immer noch nicht weichen will, zu schwächen und allmählig ganz zu zerstören. Wann alle Männer Ritter sind, werden einige aufhören, auf Ritterlichkeit und auf reineres Blut und höheren Stolz der Gesinnung zu pochen. Eben das, wogegen Einige im thörigten und kurzsichtigen Eifer schreien, welche jedem Verdienste vor dem Volke seine völlige Ausprägung und Wehrung wünschten, dient besser als tausend Abhandlungen, den wahren ächten Geist der Gleichheit, jenes erhabene, aber in den Händen der Franzosen verunglückte Streben des achtzehnten Jahrhunderts, immer kräftiger und lebendiger zu machen. Die Herrscher selbst scheinen dies einzusehen, und, da alte Vorurtheile sich nicht durch Edikte und Kabinetsbefehle vertilgen lassen, diesen leiseren und sansteren Schleichweg gewählt zu haben, wodurch sie in Gemeinschaft mit den Philosophen für die wahre Erleuchtung und Erhebung des Zeitalters arbeiten. Laßt nur alles geschehen, wie es geschieht; das wahre Ritterthum ist vergangen und blüht nur

hie und da noch ungewußt in einer einsamen Brust, die Vorurtheile und Einbildungen darauf sind aber da am grellsten und unerträglichsten, wo für Adel Ziererei, für Stolz Hochmuth, für Demuth Kriecherei, für Entbehrung Glücksucherei, für Einfalt Ueppigkeit und für Tapferkeit Uebermuth herrscht. Nur alles so recht von Grund aus gemein gemacht, nur alles so geschwind als möglich in seinen schneidendsten Gegensätzen und Gegenscheinen gezeigt, so wird das Ungemeine und wahrhaftig Adliche schon wiederkehren. Wann der Ritterorden so viel wird, daß sie alle ohne Werth sind gleich falschen Münzen, wodurch das Mistrauen so groß wird, daß jeder glaubt auch mit den ächten betrogen zu werden, dann wird sich mitten in diesem Ueberfluß und grade aus ihm das wahre Ritterthum erheben, und dann wird die alte Strenge und Würde wieder beginnen, die vormals auf den Orden ruhete.

Auf diese und ähnliche Weise hört man in der That täglich viele Menschen über die Orden sprechen, theils im Ernst, theils in Ironie, einige auch wohl aus Erbitterung, weil ihre nackte Brust auch so viel Verdienst in sich zu tragen meint, daß ihr auch wohl ein Zeichen gebührte. Die Sache läßt sich allerdings von mehreren Seiten und in mehreren Rücksichten betrachten, und hat immer ihr Für und ihr Wider. Ich werfe hier nur einige leichte Bemerkungen hin über die Orden, so wie

mir ihre Bedeutung und ihre Wirkung auf die Menschen im Leben aufgefallen ist, will aber diese leichten Winke keineswegs für tiefe Ansichten gelten lassen, sondern bescheide mich, daß sie nichts weiter als Bemerkungen sind.

Die Orden waren in früheren Zeiten etwas sehr Hohes und Ehrwürdiges, und die Männer, welche Ritter hiessen, trugen den höchsten Glanz des Lebens und wurden als die Ersten und Freudigsten in jeder Ehre, Tugend und Tapferkeit geachtet. Diese ausserordentliche Achtung und Verehrung der Orden ist mit dem Ritterthum und mit den ritterlichen Uebungen und Tugenden schon seit ein paar Jahrhunderten verfallen. Indessen wurden sie doch auch nicht für etwas Geringes und Gewöhnliches geachtet. Sie blieben in der Regel dem Stande vorbehalten, welcher das Schwerdt führte. Bei bürgerlichen Aemtern und Würden waren sie etwas äusserst Ungewöhnliches und Seltenes; nur die ersten Staatsmänner trugen sie ausser den Kriegsleuten: und auch selbst bei den Kriegsleuten hieß vor funfzig und vierzig Jahren derjenige, welcher einen Orden trug, schon ein sehr ausgezeichneter Mann. In den letzten funfzehn Jahren sind die Orden so vermehrt und in manchen Ländern so leichtsinnig verliehen worden, daß man in manchen Heeren diejenigen, deren Brust ohne diesen Schmuck ist, fast fragen kann, warum sie ihn nicht tragen. Auch in unserm

lieben Vaterlande ist dies in mehr als Einem Lande der Fall, und bei der Vielheit der Herrschaften ist auch eine solche Vielheit der Zeichen und Bänder, daß ein eigenes Studium dazu gehört, um zu lernen, wohin man ein jedes stellen soll. Vorzüglich aber scheint mir tadelnswerth und dem Karakter des teutschen Volkes verderblich, daß die Orden auch angefangen haben in die mittleren und unteren Klassen der Beamten hinabzusteigen. Bei einem Soldaten lasse ich sie noch eher gelten, obgleich allerdings auch da das Zuviel nicht gesund ist; aber bei den Menschen bürgerlicher Geschäfte und Aemter, die durch nichts Ausserordentliches erregt und gereitzt werden, sondern das Leben in seinem gleichen und ruhigen Gange fortführen, sind sie eine rechte Saat der Eitelkeit und Erbärmlichkeit, deren wuchernde Wurzeln sich weit und breit durch den ganzen Staat verbreiten. Bei dem Soldaten, der wenigstens täglich mit dem Leibe und Leben bezahlen soll, wird doch das Leben oft aus der Bahn des Gewöhnlichen getrieben, und die kleinliche Eitelkeit kann ihn nicht leicht so ganz besitzen.

Was soll ein Orden seyn? Nicht ein Zeichen des Ordentlichen, sondern des Ausserordentlichen. Daß ein Mann mit treuer Gewissenhaftigkeit seine Schuldigkeit thut, daß er redlich, fleißig, geschickt, tapfer, emporstrebend, vaterlandliebend ist, das ist das Ordentliche, was der Staat von allen seinen Bürgern verlangt und wirklich von den meisten

auch erlangt. Dafür lohnt ein gutes Gewissen, die Achtung der Mitbürger, die Anerkennung der Regierung, und jenseits einst Gott. Zu dem Ausserordentlichen ist die Gelegenheit und die Kraft sehr selten; es werden beide von der Natur und vom Glücke verliehen. Die ausserordentliche That, die ausserordentliche Tugend, ein großes Werk und eine große Erfindung, welche den Staat und die ganze Menschheit ehren und beglücken — solches verdient eine ausserordentliche Auszeichnung, die Thäter und Vollbringer solcher Herrlichkeiten haben einen Orden verdient, und mögen ihn, von Allen unbeneidet, vor allem Volke im Glanze tragen. Zu ausserordentlichen Thaten des Heldenthums, der Aufopferung und des Glückes — denn auch das Glück ist eine herrliche Gabe Gottes — giebt der Krieg mehr Gelegenheit, als der Friede; deswegen müssen mit Recht die Orden bei den Kriegern gewöhnlicher seyn, als bei den Friedensmenschen. In der bürgerlichen Laufbahn, die mehr im gleichen ruhigen Gleise fortgeht und selten ausserordentliche Kräfte aufruft und erregt, werden die Thaten nicht häufig dargeboten, wodurch jemand sich als ein ausserordentlicher Mensch aus Hunderttausenden herausstellen kann; auch der großen Genien, welche durch unsterbliche Werke und durch auf lange Geschlechter wohlthätig fortwirkende Erfindungen sich über die Menge hinausschwingen und, selbst Schöpfer und Macher, fast als

höhere Götterbilder hier auf Erden stehen, hat jedes Jahrhundert immer so wenige, daß man diejenigen, welche auf bürgerlichen Kleidern Orden trügen, wirklich als ein Geschlecht des Vogels Phönix zeigen würde, wenn die Orden nach ihrer ursprünglichen Bestimmung als eine Auszeichnung des Herrlichsten und Seltensten ertheilt würden. Selbst bei einem großen Volke von 25 bis 30 Millionen Menschen, wie z. B. das teutsche Volk ist, würde man bei einer richtigen Verdienstmessung in jedem Menschenalter etwa drei bis vier Orden auf den Kleidern von Männern sehen, die nicht den Degen führen. Ich nehme hier billig die höchsten Träger bürgerlicher Würden aus, als des Königs Minister und geheimen Rath und Hofhaltung, Männer und Würden, die in einer gewissen Idealität des äusseren Lebens, zwischen dem Kriegs- und dem Bürgerleben gleichsam in der Mitte, vor dem letzten etwas Aeusserliches voraus haben müssen: einen gewissen Schimmer, den der Bürger nicht bedarf, und den er also nicht begehren soll. Schon im Kriegsstande halte ich die zu häufige und zu leichte Ertheilung der Orden nicht gut, aber im gewöhnlichen Beamten- und Bürgerstande gehört sie zu den traurigsten Erscheinungen der Zeit. Ich sage meine Gründe, was ich thun kann und muß, da ich zu teutschen Menschen spreche.

Wie ich schon gesagt habe, bei dem Kriegsmann lasse ich die Orden mehr gelten, auch selbst

den Misbrauch und die Spielerei mit denselben. Weil das Leben ihn mehr äusserlich faßt und aufschüttelt, weil er sich nicht so sehr in ihm selbst bekleben und bebrüten kann, als der ruhiger lebende und wirkende Mann, so dringen sie nicht so sehr in das Innere. Die Orden binden ihn nicht so, die Last der Eitelkeit, die in ihnen ist, drückt ihn nicht so, wie den Bürger; er behauptet mehr seine Freiheit, er wird nicht so leicht ein Knecht derselben.

Jedermann weiß die Geschichte von dem Huhne. Wenn man das Huhn auf einem Tische oder Brete auf den Rücken oder auf die Seite legt, und seinen Kopf und Schnabel gehörig richtet, und dann längs dem Schnabel mit Kreide einen weissen Strich auf dem Brete zieht, so liegt das Huhn lange still, und schaut, als ob es behext wäre, unverwandt in der Richtung des Striches fort. Diese Behexung widerfährt den meisten Ordensrittern des Bürgergewerbes und des mittleren Beamtenstandes. Sie verlieren die Lebensfreiheit, sie sind durch das blanke Zeichen wie gebunden und bezaubert, und haben wie das Huhn ihren Strich, wornach sie immer schauen müssen; sie haben die schönste Gabe des Lebens, die Unbefangenheit und Sorglosigkeit der kleinen und eitlen Dinge, verloren. Bei leichtfertigen Völkern indessen mögte es so schlimm nicht seyn, als bei dem Teutschen, der alles gern ernst und bedeutungsvoll

nimmt, und leicht auch da steif und feierlich wird, wo andere Völker noch spielen können. Der Mensch, für welchen das Fädchen leicht eine Kette wird, muß sich hüten, sich auch nur ein Fädchen anbinden zu lassen, weil es ihm ein Angebinde der Unlust oder Narrheit werden kann.

Schlimmer als die traurige Gebundenheit und Befangenheit, die mit den Orden verknüpft ist, sind die leeren Ansprüche auf Verdienste, die ein Mensch mit gewöhnlichen Anlagen und in sehr mittelmäßigen und gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens nicht haben kann. Woher soll ein Zollhausinspektor, ein Postdirektor, ein Kammerrath, ein Leibarzt das Große und Bedeutende nehmen, das ihn solcher Auszeichnung vor allem Volke würdig macht? Er kämpft ja auf keiner Rennbahn, wo so hohe Preise ausgehängt sind. Wenn der Träger solchen Schmucks auch zuweilen in ihm selbst bethört ist, so giebt es auch helle Augenblicke, wo ihm die Leerheit erscheinen muß. Doch soll er die ganze blanke Nichtigkeit im Leben behaupten, er soll, was man so sagt, seinem Orden Ehre machen. Daraus entspringt eine ganze Jagd von Erbärmlichkeiten und ein Heer von Ansprüchen, die nimmer zu sättigen sind. Die Menschen bilden sich endlich ein, daß sie die volle Wehrung von dem enthalten, wofür der Staat sie ausprägt; und wehe dem Naseweisen, der daran zweifeln wollte! Wenige Männer aber sind so

tüchtig, daß sie die wahren Freuden und Ehren des Lebens ganz schätzen können. Wer so frei und gescheidt ist, daß er das kann, der bedarf auch keines Ordens; die Schwächeren aber werden von seiner Eitelkeit erdrückt.

Denn die Orden sind eine Nahrung der Eitelkeit, woraus eine ganze Hölle von Unruhen, Plagen und Hetzereien des Lebens entspringt. Kleide eine Kammerzofe ein paarmal in die Prachtkleider ihrer Frau, bedecke sie mit Reigerfedern und Juwelen und Diamanten, und laß sie mit diesem geborgten Schimmer die Ballsäle durchrauschen und Handkuß und Verbeugung annehmen — wahrlich das arme Ding ist für das ganze Leben verdorben; sie wird keine Ruhe mehr haben, sie muß sich mit Flittern und unter Flittern plagen: und sollte sie den bunten Tand vom Altar stehlen, prunken und prangen muß sie. Einen solchen geliehenen Flitterstaat der Eitelkeit erhalten die meisten Menschen in den Orden. Sie, die in den stillen Gefühlen des Rechts und der Pflicht eben das Rechte und Gebührliche thun sollen, die gleichen und ebenen Schritts auf ihrer Bahn gehen sollen, wie der Tag mit seinen Stunden hinschreitet, sie werden auf den Schein und Schimmer angewiesen, der ganz ausser ihrem Kreise liegt, und hinfort wird für Schein und Schimmer gethan und berechnet werden, was mit treuem und frommem Sinn bloß um sein selbst willen gethan

und gewogen werden sollte. Wenn Eitelkeit und die ganze leere Jagd auf den bunten Schein die größte Plage und die jämmerlichste Entmannung des Mannes ist, so thut der Staat nichts Gutes, der dieses Streben nach dem Nichtigen und Scheinbaren nährt: er verdirbt seine Bürger und Beamten, und bringt in die stille Uebung der Tugend und in die einfältige Erfüllung der Pflicht eine Berechnung für den Vortheil und die Selbstsucht, worin ein rechter Teufel im Hinterhalt lauert. Von dem Seyn zu dem Schein, von der Wahrheit zur Lüge, von der Einfalt zur Schlauheit — o der Pfad wird sehr breit, wenn die Triebe der Menschen alle nach aussen gelockt werden.

Das aber ist bei der zu leichtfertigen Spielerei mit Orden das größte Elend, daß man hin und wieder sogar die armen unschuldigen Frauen hineingerissen hat in diese Thorheit. Das Weib ist gleich einer Blume und einem Singvogel; sie ist, wie alles Holde und Zarte, nur durch ihr bloßes Daseyn etwas: sie erfreut, und soll erfreuen, bloß weil sie ist, nicht weil sie auf diese oder auf eine andere Weise etwas ist und bedeutet. Ihr Gefühl, ihr Herz, ihre Liebe, und was sie aus reinem Gefühl, aus vollem Herzen und aus voller Liebe thut, das ist ihre That und ihre Tugend, das ist ihr Leben. Wenn ich diese Zarten, welche unschuldig und unbefangen, ja fast unbewußt thun sollen, was sie thun müssen und nicht lassen kön-

nen, in eine Bahn treibe, wo mit allen Künsten und Streiten der Eitelkeit um das Nichtige und Blanke gekämpft wird, so raube ich ihnen grade das, wodurch sie die Halterinnen, Königinnen und Huldinnen des Lebens sind. Die Frauen sollen keinen Rang in der Gesellschaft haben, als den Rang des Gemüthes und der Bildung, sie sollen die leichte Hand nie auf die Verdienstwage legen, worauf nicht immer ächtes Gold gewogen wird, sie sollen nicht um die Preise des Lebens noch um irgend einen vergänglichen Lohn streiten: ihr Lohn ist ewig in ihren Herzen und in dem Unmittelbaren und Ueberschwänglichen, was Gott ihnen gegeben hat. Sind sie aber einmal in die Eitelkeiten der Welt hineingerissen, üben sie die Tugend und Menschlichkeit wie um Tagelohn, so haben wir das Letzte verdorben, was uns in der Unschuld der Gefühle erhalten und die Verdorbenen zu der wahren Schätzung der irdischen Güter zuweilen zurückführen könnte: wir haben die Pest in unsre Unschuld und Freude und in die erste Entwickelung und Erziehung des künftigen Geschlechts gebracht. Das Geschlecht, dessen höchste Würde und Gewalt Liebe, Einfalt und Demuth heißt, darf keine Zeichen tragen, welche irdischem Lohn gleich sehen. Seinen Lohn nimmt es hier auf Erden schon immer von dem Himmel, es thut alles aus Liebe. Mangelt es der Liebe, so thut es alles aus Eitelkeit. Mit den Halbheiten

des Mannes behilft sich das Weib nicht lange, in den Mittelzuständen ist für dasselbe kein Leben.

So wirken die Zeichen auf die Menschen. Dies können wir an Kleinen und Großen alle Tage gewahren. Der östreichische Soldat trägt Weiß, der Preusse Blau, der Hannoveraner Roth — diese Farben reissen gewaltige Klüfte zwischen sie, sie glauben dadurch ganz verschiedene Völker zu seyn. Gieb ihnen Einen Rock und Ein Zeichen, und du wirst Wunder sehen, wie sie sich näher zu einander gesellen. Jedes Zeichen ist auch ein Abzeichen, es zeichnet uns aus von Andern, es scheidet von Andern. Ein Ordensinhaber und Zeichenträger sondert sich schon ab, er gehört dem Volke nicht mehr recht an. Das Volk verliert durch einen solchen Abgesonderten nicht so viel, als er selbst durch die Absonderung verliert. Im Volke ist aller Geist und alles Leben und ausser demselben kein Heil und keine Tugend zu finden. Man könnte die meisten Ordensträger ansehen als von der Freude und Waidlichkeit des Ganzen abgeschiedene Verbannte, die verdammt sind, sich in ihrer einsamen Eitelkeit und Jämmerlichkeit zu besonnen. Das aber ist das Jämmerlichste, daß diese armen von ihren Zierrathen Gefesselten in eine Abhängigkeit von der Meinung fallen, die sie zu wahren Sklaven derselben macht. Nicht was du selbst kannst und selbst willst, sondern was Andere meinen, daß du können und wollen sollst, darnach

fragst du und darum ängstigest du dich, wenn einmal die Zeichenwuth in dich fuhr, die immer auch die Wuth, von Vielen bemerkt zu werden, mit sich führt. Wie das Espenlaub vor dem leisesten Lüftchen zittert, so zitterst du vor dem Winde der fremden Meinung, verlierest so dich selbst und die Kraft des Karakters und des Lebens, und die schöne Welt mit allen ihren natürlichen Freuden, Herrlichkeiten und Tugenden ist dir wie verschlossen. O auch hier paßt die Geschichte des Huhns mit dem weissen Striche.

Was ich eben von den Orden gesagt habe, gilt in gleichem Maaße von dem Misbrauch, den man mit Titeln treibt. In einem guten Staate, wo man rechtliche und tüchtige Bürger und Beamte will, und keine Popanze der Eitelkeit und Aufgeblasenheit, sollte ein Mann nie einen andern Titel führen, als den Titel des Amtes und Geschäftes, das er bekleidet und treibt. Alles Andere ist durchaus vom Uebel, ja ich mögte sagen vom Teufel. Der geheime Rath sey geheimer Rath, aber nicht heisse der Professor oder Arzt so; der Kriegsrath verwalte Kriegsgeschäfte, aber nicht nenne man einen Pachter so, der gelegentlich höchstens auf den Krieg der Hasen und wilden Säue denkt; der Hofrath stehe dem Hofe bei, aber nicht trage der Schriftsteller, der vielleicht nie einen Hof sah, einen solchen Namen. Alle diese Nichtigkeiten sind von solchen erfunden und

befördert, die ohne alles Verdienst doch gern etwas bedeuten mögten. Wenn sie überhand nehmen und durch alle Stände und Klassen und selbst durch das zarte Geschlecht fortwuchern, so kann ein ganzes Volk dadurch verdorben und von dem Wahren auf das Lügenhafte, von dem Tüchtigen auf das Eitle hingeführt werden. Davor wollte ich warnen und davor kann man nicht genug warnen in einer Zeit, die durch ihre große Bedeutung und Thatenkraft wieder auf die alte Einfalt und Gediegenheit zurück weist, wo die Menschen nichts seyn konnten und seyn wollten, als was sie waren.

Jeder leere Titel giebt einen Anspruch auf Leerheit und Eitelkeit, er bringt ein falsches Streben eines hohlen und ohnmächtigen Ehrgeitzes: der Mensch mögte auf irgend eine Weise dem gleich seyn, wovon er den Namen trägt. Durch dieses ewige Trachten nach etwas Fremdem, durch dieses Prunken mit etwas, was er doch nicht vorstellen noch darstellen kann, verliert er das Eigene, was er noch hat: er ist der äsopische Hund über dem Bache, der das Fleisch, das er im Maul hält, fallen läßt und nach dem abgebildeten Schatten desselben im Wasser schnappt. Wir sehen leider zu viele solcher Schnapper nicht bloß unter den Kleinen, sondern auch unter den Großen. Die Franzosen und Bonaparte verstanden wohl, was sie thaten, als sie kleine teutsche Fürsten Könige und Großherzoge nannten; sie trieben sie mit

diesen blanken Titeln aus allen ihren natürlichen Verhältnissen heraus, und gaben ihnen Ansprüche und Gelüste, deren sie gegen Teutschland sich vortrefflich zu bedienen verstanden. Es wäre das Erste gewesen, was die großen Herrscher hätten thun sollen, daß sie diejenigen, welche ihrer Macht nach keine Könige und Großherzoge seyn können, wieder auf ihre alten Namen zurückgesetzt hätten; sie hätten damit viele verderbliche Strebungen und Ansprüche der Eitelkeit und Herrschsucht auf einmal todt geschlagen. Man mag wohl sagen und klagen, daß es traurig ist, daß dies nicht geschah, weil die Majestät der großen Herrscher und die Majestät der Völker selbst durch solche schwächliche Herrlein mit großen Namen zum Gespötte wird. Man mag mehr klagen, daß diejenige Macht, welcher vor allen andern geziemt hätte, hier voran zu gehen und das Würdige in Würde zu erhalten, daß England auf eine unbegreifliche Weise Bonapartens Beispiel nachgeahmt hat, indem es neben den kleinen Königen von Baiern und Wirtemberg noch ein kleines Königreich Hannover hingestellt hat. Wenn die Zeit nicht so herrlich wäre und so Herrliches verspräche, könnte man aus allen diesen Nichtigkeiten eine schlimme teutsche Zukunft weissagen.

9.

Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister.

Was ist ein Philister? Ein fauler, viel sagender, mehr fragender und nichts wagender Mensch; ein solcher, der das Kleine groß macht und das Große klein, weil er in dem Großen seine Kleinheit und Kleinlichkeit fühlt; ein Mensch, der den Mond in einen Pfannkuchen und die Sonne in eine blanke Suppenschüssel verwandeln mögte, damit es keine Gelüste und Fragen mehr gebe, die über diesen Maulwurfshügel, Erde genannt, hinaus wollen. Große Leidenschaften, große Genüsse, große Gefahren, große Tugenden — das alles heißt dem Philister Unsinn und Wahnsinn; er will das Leben lieber in Taschenformat als in Folio, wenn es nur mit dem möglich wenigsten Thun, Denken und Wagen so hinzuschleppen ist; Ruhe und wieder Ruhe, und allenfalls auch einen Zusatz von Faulheit — das liebt er, das begehrt er, das prediget er, dafür schreiet er Himmel und Erde wach, wann es ihm gestört werden will. Wir Teutschen haben diese bequeme und mittelmäßige Art im Ueberfluß, weil die Einzelnheit und Abgeschiedenheit der vielerlei Staaten unsers Vaterlandes uns

in dem Einzelnen und Kleinen festgehalten und für das Ganze und Große geblendet hat. Noch immer sind wir reich an politischen Käsekrämern, welche die Welt mit ihren gewaltigen Kräften und Bewegungen in einer Dute oder Schachtel zusammenzupacken meinen, und höchstens hie und da draussen einige Milbchen abstäuben, wann die großen Würmer drinnen, von ihnen ungewußt, ihr fettes fressendes Leben treiben. Diese Kleinlichkeit der Ansichten und Gedanken offenbart sich jetzt alle Tage, wo von der Wiederherstellung und Befestigung der zerrütteten oder vielmehr zerstörten Verfassung Teutschlands die Rede ist. Jeder mögte sein Kleines erhalten und vertheidigen, und will troz aller blutigen Lehren der Zeit nicht begreifen, daß das Große gar nicht bestehen kann, wenn das Kleine bleibt, wie es jetzt ist, oder wenn es wiederhergestellt wird, wie es vor zwanzig Jahren war. Es scheint nach manchen Zeichen, als wenn wir die letzten zwanzig Jahre verträumt und verschlafen hätten, so bald haben wir vergessen, was uns geschehen ist, und vergessen, was uns noch alle Tage geschieht. Als wenn über einen Schweinstall oder einen Heuschober der Streit wäre, so urtheilen noch immer so Viele über die größten Angelegenheiten des Volks, und stellen das Recht und die Pflicht der Fürsten und Könige in das Maaß hinein, womit man kaum das Recht und die Pflicht des Tagelöhners und Schuhmachers

mißt. Jeder, er mag sich gegen das Vaterland betragen haben, wie er will, pocht auf seinen Besitz als auf einen heiligen und unverlierbaren, und läßt seine Freunde und Helfer darauf pochen; er hütet sich aber wohl, zu erinnern, daß dieser Besitz vor Jahrhunderten nicht war, sondern daß die Fürsten Diener des Kaisers und daß die Länder unterwürfige Theile des Reichs waren, und daß keiner sich damals unterwinden durfte, von Rechten zu sprechen, die er für sich allein habe.

Man stellt mich häufig hin als ein Beispiel eines Umkehrers, als einen Menschen, der keine Rechte und Verhältnisse ehre, sondern mit seinem wilden Sinn durchgehe, wohin dieser eben treibe. Ich muß mich der lieben Philister und Käsekrämer wegen noch einmal erklären, und die Milben und Würmer wieder ein wenig aufschütteln. Mögen sie dann endlich ganz den Stab über mich brechen; das kümmert mich nicht.

Ich bin ein Feind der Kleinstaaten, das sagen sie, und das sage ich hiemit noch einmal ausdrücklich selbst. Ich habe in der Weltgeschichte nie etwas Herrliches und Großes aus ihnen hervorgehen sehen. Das Gewöhnliche, was sie machen, sind Diener und Knechte; das Beste, was sie machen können, sind gutmüthige und bequeme Philister; dem Stolz und der Größe ist jeder Zugang zu ihnen versperrt. Doch muß ich mich zuvörderst hier noch einmal erklären, was ich unter

Kleinstaaten verstehe. Ich meine kleine Fürstenthümer, die unabhängig und selbständig seyn wollen; ich meine kleine Fürsten, die von Gottes Gnaden unumschränkte und selbstgebietende Herren seyn wollen. Ich meine nicht kleine Freistaaten. Solche, wenn sie im Sturm und Gedränge größerer Staaten bestehen können, haben nothwendig nichts in sich, was eine freie und lebendige Entwickelung und Bewegung der menschlichen Neigungen und Anlagen ausschlösse. Man sehe sich um, so alt die Weltgeschichte ist, und zeige das Große und Schöne, das aus solchen kleinen Fürstenthümern jemals erwachsen ist; man frage die Geschichte Griechenlands, die Geschichte Italiens vor fünfhundert und vierhundert Jahren, man frage Italiens und Teutschlands Geschichte in den letzten Jahrhunderten — und sie werden eine Antwort geben, die für mich spricht.

Man führt mich, um mir das Gegentheil zu zeigen, in Teutschlands Mittelalter ein, und stellt die hehren Gestalten so vieler großen und gewaltigen Fürsten und Herren vor mich, und bildet sich ein, wie man mich widerlege. Ich aber sage ihnen: Das waren keine Fürsten wie die eurigen sind, und wie die Selbstmacht und Unabhängigkeit derer ist, welche ihr als das einzige Glück des Reichs und als die höchste Ehre des teutschen Volkes euch unterstehet zu vertheidigen; das waren keine eigene Fürsten, keine eigene Herren,

keine Herren der Lande und des Kriegs und Friedens, keine selbstmächtige und eigenmächtige Herrscher, die mit den Nachbarn, ja mit den Feinden des Kaisers und Reichs Verträge eingingen, Bündnisse schlossen, und Gesandte bei ihnen hielten; das waren Unterthanen des Reiches und des Kaisers, seine Beamten, seine Statthalter, die den Gesetzen gehorsam seyn, nach den Gesetzen regieren mußten, und ihre Stände und Landsassen im Rath und in der Ausführung nicht vorbeigehen durften: sie waren nur die ersten Männer des Reichs, aber sie durften keine Herrscher seyn ausser dem Reiche und neben dem Kaiser. Seit Jahrhunderten ist aber alles anders geworden, und Eigenmacht hat für Gehorsam, Willkühr für Gesetz, Habsucht und Ehrsucht für Frömmigkeit und Treue gegolten; die Größe und Herrlichkeit des teutschen Volkes, die damals in ihrer lebendigen Bewegung war, hat sich versteinert, und ist in unsern Tagen endlich wie ein todter Stein umgestürzt und zerschlagen worden, bis die einzelnen Stücke wieder lebendig geworden sind und nun wie die nach Leben und Gestalt sehnsüchtigen Atomen einen Leib suchen, worin sie sich zusammenschliessen können. Man hat jene Versteinerung, die seit dem Untergange der teutschen Freiheit und Herrlichkeit eingetreten war, in allen Dingen und an allen Orten gewahren können, in den Reichsstädten wie in den Fürstenthümern, fast auf die Weise, wie

man in einzelnen Geschlechtern das Absterben der alten Kraft und der tüchtigen Art gewahrt. Wenn in einem Geschlechte die Nasen zu lang und die Füße zu schmal und kurz werden, dann ist die Ausartung da. So, mögte man bildlich sagen, ist es unserm heiligen teutschen Reiche ergangen. Seine Nase ist so lang geworden, daß jeder sie ungestraft anfassen, und daran zerren und darauf spielen durfte, und seine Füße waren kraftlos und konnten keine tüchtige Schritte mehr machen, wie in der früheren Zeit. Ich habe mich anderswo mehr als einmal erklärt über die Elendigkeit und Jämmerlichkeit kleiner Fürstenstaaten, welche eigene und selbständige Staaten für sich seyn wollen, und habe die Folgen und Früchte derselben in mehr als Einem Beispiel gezeigt. Ich liebe das Breite nicht, und will mich hier also nicht selbst wiederholen. Wenn Bewegung und Freiheit die Idee alles Lebens und also auch die Idee eines lebendigen Staates ist, so sind solche Staaten schon dem Begriffe nach Undinge, weil sie nie auf etwas Großes und Ganzes hinweisen, weil sie immer kaum mit Fünkchen knistern, wo in großen Staaten Flammen lodern können. Große Fürstenthümer und Königthümer haben auch ihre großen Gebrechen und Misbräuche, die ich gar nicht verschweigen noch übertünchen will. Aber wenn sie um den Hof und den Sitz der Regierung hie und da auch beengt und eingeschnürt sind und

dort oft noch verderblicher wirken, als die kleinen in ihrer Art, so haben sie doch einen großen Leib, und in den Aussentheilen desselben kann Gesundheit und Frische blühen, selbst wann die Mitte fault. Sie sind jenem berühmten Kastanienbaum am Aetna und hundertjährigen Kirchhofslinden zu vergleichen, deren lange ausgefaulte Mitte für Menschen und Thiere Schirm und Höhlen hat, deren äussere Seitenwände aber so kräftig und frisch sind, daß sie immerfort durch die Jahrhunderte Zweige und Blätter treiben; ein Kohlstrunk aber und Schierlingstängel, sobald er anfängt zu faulen, verfault ganz. So geht es auch den kleinen Staaten, in ihnen dringt die Fäulung eben wegen ihrer Kleinheit bald bis zu den äussersten Theilen durch, und nichts mag dem vergiftenden Verderben entrinnen. Ich will mich deutlicher ausdrücken. In Freistaaten und in Monarchien sammelt sich um den Sitz der Regierung, um die Hauptstadt oder um den Hof das Lebendigste eines Staates im Guten und im Bösen, alle Tugenden und alle Laster fliessen dort wie in ihrem Mittelpunkt zusammen und kämpfen und reiben sich mit einander. Ist nun der Geist einer Regierung oder eines Hofes ein schlechter oder böser Geist, so verschlimmert und verdirbt er alles, was zunächst in seine Berührung kommt: es geht von dem Mittelpunkte mannigfaltiges Unheil und Verderben auf das Ganze aus. Aber wenn der Staat Landschaf-

ten hat, dreißig, funfzig und mehr Meilen von der Hauptstadt entlegen, wenn die äusseren Theile, die Aussenseiten des Staates, der Einwirkung der Regierung oder Hofhaltung zu fern liegen, so behauptet sich dort in den Gemüthern oft eine Einfalt, Kraft, Freiheit und Tugend, die in der Nähe der Hauptstadt bei einem schlechten Geiste der Regierung oder des Hofes untergehen muß. In einem kleinen Staat aber ist das Verderben immer nah und allgemein, weil alles unmittelbar mit unwiderstehlicher Gewalt in den Mittelpunkt hineingerissen wird. Ein kleiner Fürstenstaat muß den Karakter des Hofes und der Hofhaltung, ich mögte sagen den Karakter eines jeden Staatsministers und Hofmarschalls, ja vielleicht oft den Karakter eines Kammerdieners und Jagdjunkers nothwendig mit auf das Volk prägen, weil es sich der zu nahen Einwirkungen und Einflüsse nicht erwehren kann. Das Schlechte und Böse wirkt hier also durchaus als schlecht und bös, und das Gute und Rechtliche kann eben wegen der Kleinheit der Verhältnisse, Gefühle und Ansichten immer nur das Mittelmäßige erzeugen. Ein Tyrann und Wüstling in einem solchen kleinen Wesen schafft einen vollen Despotenstaat der fürchterlichsten Willkühr; ein treuer und rechtlicher Herrscher kann wie der Inhaber einer guten Meierei angesehen werden. Das Wohlseyn, nicht das Großseyn, das Geniessen, nicht das Streben ist das Leben eines

solchen Staates; er kann nie die Bedingungen des hohen Menschenthums erfüllen, zum Stolz und zur Hoheit und zu überschwänglichen Genüssen hinzustreben; auch ist er nie mit dem Geiste gerüstet für große Gefahren, und hat nicht einmal das Unterpfand der Sicherheit in sich, die vergänglichen Güter, die er am meisten begehrt, im Drange der Umstände zu erhalten.

Gegen kleine unabhängige Fürstenthümer und gegen kleine selbstherrische und souveraine Fürsten, wie sie so gern sich nennen hören, muß sich also jeder Teutsche erklären, der es redlich mit seinem Vaterlande meint. Als man Teutschland und das teutsche Volk noch mit Furcht und Ehre nannte, da bestanden solche noch nicht; seit dem westfälischen Frieden haben sie gesetzlichen Bestand gehabt, und seit jener Zeit ist unser Unglück und unsere Schwäche unabwendbar und unheilbar gewesen bis auf diesen Tag. Sie müssen, wenn uns wohl seyn soll und wenn wir nicht wieder in die Verklettung und Verstrickung fallen sollen, woraus das Schwerdt uns eben herausgehauen hat, wieder unter die Majestät des Reichs und die Oberherrlichkeit des Gesetzes gestellt werden; sie müssen keine Gesandte an fremden Höfen halten, keine Bündnisse schliessen, keine Heere befehligen dürfen; sie müssen nur die Oberrichter und Oberverweser der Lande seyn, und in allem, was sie thun, von dem ganzen Reiche und seinem Ober-

haupte oder von des Reiches mächtigsten Schirmern und Haltern den Befehl und von ständischen Stellvertretern den Rath und die Beistimmung empfangen. Wenn sie aber in diese Lage versetzt sind, so sind auch die Fürstenthümer vergangen, und die Herrlichkeit der Fürsten selbst ist nicht mehr, deren Untergang die kleinen Menschen so sehr bejammern.

O wir jammervolles und liebevolles und gutmüthiges Volk! wie fromm und herzlich sind wir in Treue und Glauben, wenn wir auch tausendmal und zehentausendmal betrogen werden! Ist nicht der ehemalige Erzkanzler von Dalberg, der durch seine elendige Schwäche doch so vielen Schimpf und Schmach und Unheil auf den teutschen Namen hat bringen helfen, von Vielen bedauert worden, als wäre ein edler Fürst und teutscher Herr ins Elend gefallen? wird nicht für den gefangenen König von Sachsen gestritten und geschrien, als wäre ein Unglück wie das seinige, daß ein solcher, der Teutschlands heilige Sache bis ans Ende verrathen hat, nicht mehr über teutsche Menschen herrschen soll, gräuelvoll und unerhört? Und wer bejammert die Hunderte von Städten, Flecken und Dörfern, die durch seinen Glauben und seine Anhänglichkeit an das Böse und an den Bösen und durch seine Gleichgültigkeit und Abtrünnigkeit gegen Teutschland in Schutt und Aschen liegen? wer bejammert die Hunderttausende teutscher Menschen, die durch seine Schuld auf Schlachtfeldern und in

Lazarethen und in Siechkammern umkamen? wer bejammert die teutsche Ehre und Freiheit, die durch ihn noch einmal in Gefahr kam, wieder die Beute des unersättlichen Tyrannen zu werden? So sind wir, so streiten wir um unsere Spreu, während die Fremden unser Korn nehmen. Aber die Geschichte bläst täglich in die Posaune, also daß wir uns nicht entschuldigen können; sie ruft uns täglich und stündlich lehrend und warnend zu: Wer immer das Kleine will, der wird das Große nie erlangen, ja er mag über der Jagd auf das Kleine endlich das Große ganz verlieren.

Ich bin so fest überzeugt, daß die Noth das hervorbringen wird, was der Wille und Verstand, oder vielmehr die Faulheit der Menschen nicht wagt, daß ich meine Ansichten über die Zeit, worin wir leben, ruhig ausspreche, ohne Furcht, von Vielen getadelt, ja wohl gehöhnt zu werden. Nie habe ich Mord und Wuth, und hohles und wildes Freiheits- und Gleichheitsgeschrei gebilligt, weil nur Tyrannei und Willkühr, nicht aber Ordnung und Gesetzlichkeit daraus hervorgehen kann; ich habe die Fürsten nie vertilgen wollen, sondern ich habe sie dem Reiche und dem Oberhaupte des Reiches so unterordnen wollen, daß sie in der That als ächte Fürsten des Vaterlandes größere Ehre und Majestät hätten, als jetzt bei einem erbettelten Glanze kleinlicher Herrschaft, welcher die Unterlage der Macht fehlt. Aber warum soll ich mich ge-

behrden, als ob ich nicht sähe, was jeder Hellsehende gewahren kann? Die Welt mit allen ihren Verhältnissen ist verändert, und alle diplomatische Federstriche und Bürgschaften werden sie nicht wieder in die alte Lage bringen; die papierne Kraft von Urkunden und Verträgen kann die Schwere nicht aufhalten, welche unwiderstehlich und unaufhaltsam auch auf uns eindringt und einen neuen Zustand bereiten wird. Der Drang der Noth hat uns zuerst in diesen Tagen die Gesinnungen vereinigt, und in kurzer Zeit vollbracht, was noch vor zehen Jahren den Meisten ein Wunder gedäucht hätte; der Drang der Noth von aussen, von Osten und Westen her, wird endlich auch die zerrissenen Glieder des teutschen Leibes vereinigen: wir werden es endlich müde werden, uns wegen unserer schwächlichen Vielherrschaft länger zerhadern und zerfleischen zu lassen, wie es seit zwei Jahrhunderten geschehen ist; zumal da es nicht bloß bei dem Zerhadern und Zerfleischen bleiben wird, sondern da es den Fremden immer mehr einfällt, daß von unserm herrlichen Lande erobert werden kann. Dahin ist es gekommen, und dahin wird es immer mehr kommen, daß wir ganz eigentlich für unser Daseyn kämpfen müssen. Die Gesinnung und die Liebe teutscher Menschen zu einander ist zusammengeflossen, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr war. Durch dieselbe Noth, welche dies gethan hat, wird das

Reich selbst wieder mehr mit ihm geeinigt werden. Die Völker werden die kleinen Rücksichten und die kleinlichen und engen Ansichten aufgeben müssen; alles, was in teutscher Sprache spricht, wird Eine Liebe und Treue haben müssen, damit es sich gegen die fremde und unteutsche Wuth behaupten könne. Auch die Fürsten und einzelnen Gebieter werden mit dem Reiche und Volke ganz wieder Eins werden und für das teutsche Vaterland und die Erhaltung des teutschen Namens Vorrechte und Ansprüche aufgeben müssen, die sie durch Misbräuche erschlichen und nicht auf gerechtem Wege erlangt haben; sie werden begreifen lernen müssen, daß sie ohne ihr Volk und ohne dessen Ruhm nichts sind und nichts seyn können, daß sie unter fremder Gewalt höchstens noch ein paar Jahrzehende als Satrapen und Statthalter beibehalten und dann in das ewige Nichts hinabgestoßen würden, daß aber Teutschland reich und mächtig genug ist, auch bei veränderten Verhältnissen der Herrschaft seinen ältesten und mächtigsten Geschlechtern eine so hohe und ehrenvolle Stellung im Volke zu geben, daß sie, wenn sie fürstliche Tugend haben, nicht wie die Knechte, sondern wie die Herren da stehen.

Sogenannte Vortheile und Vorzüge der Kleinstaaterei und Kleinfürsterei hat man uns immer genug aufgerechnet, und ich habe diese gepriesenen Herrlichkeiten schon zu oft in ihrer Nichtigkeit beleuchtet, als daß ich sie hier noch einmal aufzählen

sollte. Aber die Nachtheile? wie viele könnte ich dagegen aufrechnen! Daß die Geister verkleinert und versteint werden, daß die hohen Gefühle von Ruhm und Herrlichkeit des ganzen Volkes aussterben, daß der teutsche Mensch, in dem Kleinen und Einzelnen zerstückelt und zerrissen, nichts Großes und Ganzes hat, worauf er mit Stolz und Wonne die Blicke wendet, daß er durch hundert und tausend Prellereien und Plackereien, durch Zölle, Accisen, Geleitsgelder, Durchzugs- und Abzugsgelder, Paßneckereien, und durch Millionen anderer Plagen innerhalb der teutschen Gränzen heimgesucht wird, so wie er nur den Fuß aus der Heimath setzet; daß er endlich wenigstens jedes Jahrzwanzig durch die Erscheinung von fremden Soldaten, die ihn mishandeln und ausplündern, der Unsicherheit und Schwäche des Volks erinnert wird — das und viele andere große und kleine Uebel liegen in der gepriesenen Vielherrschaft.

Wenn man den Teutschen sagt, sie könnten und sie müßten Einen Herrn haben, der sie beherrschen und beschirmen könne, und wenn man ihnen weissagt, daß die Zeit dieser Einherrschaft kommen wird, so stellen sie sich äusserst ungebehrdig, und meinen, wir werden dann ein großer Staat seyn, wie Frankreich lange gewesen ist, aller Willkühr und allem Frevel preisgegeben, und alle Eigenthümlichkeiten und Mannigfaltigkeiten, die unsere Geschichte so menschlich und so anziehend machen,

werden von der schweren und eisernen Faust eines Despoten weggewischt werden. In der That, mir kommt dieser Einwurf nicht triftig vor; denn viele kleine Tyrannen, die nach Willkühr regieren dürfen, sind, wenn es ja einmal eine Tyrannei seyn muß, einem Volke wahrlich schlimmer, als ein einziger. Aber warum will man sich die Einherrschaft denn immer als unbeschränkte Willkühr denken? warum kann man sie sich nicht in gesetzliche Form eingeschlossen denken, wie dies in den germanischen Ländern England und Schweden der Fall ist? und muß man sie sich nicht so denken, wenn man das Gemüth und den Karakter unsers Volkes mit in die Rechnung nimmt, welche einen ungesetzlichen Zustand durchaus nicht lange dulden? Freilich wäre es schlimm und wir wären schlecht berathen, wenn wir einen Herrn bekämen, der alle teutsche Völker und Lande wie einen Brei zusammenknetete und aus seinen Aermeln oder aus den Aermeln seiner Minister und Schreiber die Verfassung und die Gesetze schüttelte, welche hinfort in Germanien gelten sollten. Vor solchen Gräueln graut teutschen Menschen, und ihnen graut mit Recht davor, weil sie die scheußlichen Proben, die man in den letzten zehen Jahren mit ihnen gemacht hat, noch in allen Gliedern fühlen. Sie haben die Gliederverrenkungen unter Montgelas in Baiern, sie haben das tolle Unwesen in dem Königreiche Westfalen, in den mit Frankreich

zusammengezwungenen teutschen Landen und in manchen andern Fürstenthümern gesehen, wie man den gesunden germanischen Leib auf das prokrustische Folterbett legte, und ihn an dem einen Theile reckte, an dem andern Theile zusammenschnürte, wie es eben die papierne Formel und der eiserne Tyrannenwille der Willkühr wollte. Wahrlich es ist nichts abscheulicher und alles Große und Menschliche und Eigenthümliche zerstörender als dieser papierne Uebermuth, der allgemeine Verfassungen und Gesetze baut, ohne die Erfahrungen der Vergangenheit, ohne die Geschichte des Volkes, dem diese Verfassungen und Gesetze aufgedrungen werden, ohne seine Neigungen und Triebe, und ohne die Bedürfnisse und Nothwendigkeiten seines Himmels und seiner Erde dabei zu befragen und zu berücksichtigen. Aber kann man sich die Sache nicht anders denken? muß man sich die künftige Entwickelung nicht anders denken bei dem teutschen Volke und bei dem Geiste der Erfahrung und des Glaubens, der gottlob wieder die Oberhand gewinnt und den bloßen Theorien des sogenannten Vollkommensten und Uebereinstimmendsten in Verfassungsentwürfen und Gesetzgebungen den Platz anweist, wohin sie gehören?

Gesetzt Teutschland erlangte die Einherrschaft, würde eine Monarchie, wie es unter den Kaisern aus dem salischen und hohenstaufischen Hause auf dem Wege war zu werden, so sind da zwei Möglichkeiten:

1) Im Gedränge großer Nöthen von aussen, welche das Daseyn des Reichs bedrohen, tritt aus einem der mächtigsten teutschen Herrscherhäuser eine Heldengestalt so großartig und gewaltig vor, daß sie alle Herzen des Volks und alle Macht und Gewalt des Kriegs an sich reißt, und diese Macht und Gewalt auch nachher im Frieden festhält, und sagt: Ich bin der Herr, und will es bleiben. So wird ein König oder Kaiser von ganz Teutschland, und die Fürsten und Kleinherren dienen ihm, weil sie müssen. Dieser Weg der künftigen teutschen Geschichte ist der wahrscheinlichste.

Oder 2) — was nicht so wahrscheinlich ist — die Fürsten kommen wieder zu einem solchen Gefühl von der Ehre und Würde des teutschen Reichs, und von der Nothwendigkeit, daß sie, wenn das Ganze in Ehren bestehen soll, keine unabhängige und selbstherrische Fürsten bleiben dürfen, daß sie freiwillig und edelmüthig die vom Reiche und von der Majestät des Reichs entwendeten Rechte und Herrlichkeiten aufgeben, und in die Hände des Mächtigsten unter ihnen legen, und zu ihm sprechen: Sey du unser König oder Kaiser, und beschirme uns und das Volk mit aller Fülle der Macht und Majestät, doch nach Recht und Gesetz, wie wir sie dir vorlegen. Die Fürsten dienen dann dem Kaiser, weil sie wollen.

In diesem zweiten Falle wird schon durch den Verein der Fürsten für eine gesetzliche Verfassung

gesorgt werden, welche die einzelnen Rechte und Verfassungen schützt. In dem ersten Falle könnte ein Held bloß durch gewaltige Eigenschaften und ausserordentliche Tugenden und Gaben der Tapferkeit und des Glückes alle Gewalt und Herrschaft an sich reissen, und, wie es in solchen Zeiten und in solchen Verhältnissen gewöhnlich geschieht, das Volk nach Willkühr beherrschen. Aber die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, daß ein solcher starker und glücklicher Mann auch ein gerechter und verständiger Mann wäre, der für seine und seiner Nachfolger Sicherheit und für die Freiheit und Ehre des Volkes sorgte, das sich seinen großen Eigenschaften so ganz hingegeben hätte. Wenn er nun thäte wie folget, so würde unten und in den kleinen Verhältnissen der einzelnen Völkerschaften und Landschaften das Einzelne und Eigenthümliche erhalten werden, oben aber und in den großen Verhältnissen würde das Ganze zu Einer Kraft und Herrlichkeit, welche Eine Hand lenkte, zusammengebunden werden. Dies wäre der Entwurf:

Jede Landschaft hat ihre eigenen Stände, aus Adel, Bauern, Bürgern, hie und da vielleicht auch aus einigen Geistlichen bestehend.

Sie hat ihre eigene Verfassung, wie sie sich Jahrhunderte lang für sie geschickt hat oder wie sie sich jetzt für sie schickt. Bei neuen Ordnungen, die sie macht, sieht sie mit dem einen Auge auf ihr Besonderes, mit dem andern Auge auf das

Allgemeine, auf das ganze Reich, wodurch sie einzeln nur bestehen kann. Das Alte und Gebräuchliche und alles Oertliche und Klimatische, als worin bei Verfassungen die größte Nothwendigkeit ist, wird vor allen Dingen immer geachtet und berücksichtigt.

Sie hat ihre eigene Regierung, Verwaltung und Polizei, wozu sie dem Herrscher die Personen vorschlägt und er sie ernennt. Nur der ganze volle Kriegsbefehl und die Oberrichter und Statthalter werden von dem Herrscher ohne Vorschlag der Landschaft ernannt.

So verwaltet und besorgt jede Landschaft ihre eigenen Angelegenheiten und Geschäfte für sich selbst und durch sich selbst; und für das Allgemeine, was das ganze Reich angeht, ernennt sie einen besonderen engeren Ausschuß, der in dem Sitze des Herrschers mit den Ausschüssen der übrigen Landschaften sich versammelt und rathschlagt und die Anträge und Beschlüsse des Herrschers vernimmt.

Diese Versammlung der Ausschüsse aller einzelnen Landschaften ist gleichsam das Parlament, der große Rath, der Reichstag des Volkes.

Jede Landschaft also hat eine eigene polizeiliche und politische Verfassung, nach ihren besonderen örtlichen, klimatischen und anderen nothwendigen Verhältnissen geordnet und in mancherlei Punkten von den Verfassungen der andern Landschaften abweichend. Es wird die alte mannigfaltige Herrlichkeit des großen Reiches, wie

es vormals war, so sehr als möglich ist, geschützt und erhalten. Doch werden sich durch die Einheit des Reiches und Herrschers und durch die Gesammtheit des großen Parlaments oder Reichstages in den höchsten Verhältnissen des Staates von selbst Ordnungen und Einrichtungen ergeben, welche, allen gemein, alle Teutsche auch als ein gemeinsames und einiges Volk darstellen.

Eher als in dem Großpolitischen und Polizeilichen kann sich in dem Bürgerlichen und Gewöhnlichen eine gewisse Allgemeinheit finden. Das Verfassungsgesetzbuch eines großen Landes kann für alle Landschaften unmöglich dasselbe seyn, oder man löscht auch jene schöne Mannigfaltigkeit der Triebe, Anlagen und Eigenthümlichkeiten aus, worin die rechte Herrlichkeit eines edlen und freien Volkes besteht. Viel eher kann das Bürgergesetzbuch — ich mögte es das kleinere Gesetzbuch nennen — mehr gleich seyn für alle, ausser in wie fern die bedeutende Verschiedenheit des Verfassungsgesetzbuches der einzelnen Landschaften auch in diesen und jenen Punkten des Bürgergesetzbuches wieder einzelne Verschiedenheiten, Abänderungen und Anpassungen nöthig macht.

Es könnte also in Teutschland an ein allgemeines oder fast allgemeines sogenanntes Civilgesetzbuch gedacht werden, wenn an ein allgemeines für alle Landschaften gültiges Verfassungs- oder Polizeigesetzbuch im höheren Sinn nie gedacht werden dürfte.

Dieses Civilgesetzbuch dürfte freilich nicht mit der Geschwindigkeit verfaßt und gemacht werden, wie man in unsern Tagen in Frankreich und leider auch in manchen Staaten Teutschlands gethan hat, sondern es könnte nur die langsame und reife Frucht vieler Jahre seyn; und auch dann müßte man nicht mit jener leichtfertigen und prahlerischen Allgemeinheit des sogenannten Geistes verfahren, wie sie unserm Zeitalter so gefallen hat, sondern die Eigenthümlichkeiten, Nothwendigkeiten und Bedürfnisse des Landes und Volkes, welchem man Gesetze geben will, fest im Auge behalten.

Man spricht jetzt von nichts Anderem als von einem teutschen Bunde, von einer teutschen Bundesverfassung; man hat Teutschland früher schon einen Staatenbund unter Einem Oberhaupte, welches Kaiser hieß, genannt, und in dieser Idee Wunder von Freiheit und Glückseligkeit gefunden. Diese Freiheit und Glückseligkeit aber liesse sich historisch schwerlich nachweisen, sondern seit den Jahrhunderten, wo die einzelnen Staaten Teutschlands unter ihrem Haupte nur lose zusammengehangen und zusammengehalten haben, können wir von dem Verfall und dem Untergange der teutschen Herrlichkeit erzählen. Als noch Gewalt und Majestät bei dem Kaiser und Gehorsam und Unterwürfigkeit bei den Fürsten war, da war auch Trieb und Kraft zu jeder Größe und Vortrefflichkeit bei dem Volke, damals aber sprach noch Kei-

ner von einem Bundesstaate. Kein Bund, wie schön seine Ordnung und sein Verhältniß auf dem Bundespapiere auch abgemarkt und verbürgt sey, hält in Zeiten der Noth fest, ohne eine überwiegende Macht, welche auch zwingen kann, ohne ein Oberhaupt, welches mehr als den Schein einer leeren Majestät trägt. Die lebendige Geschichte lehrt da besser, als der allgemeine Buchstabe, der die Geschichte seiner Kunstgespinste zu einer Geschichte der Erfahrung umprägen mögte. Griechenland war gewaltig das halbe Jahrhundert, als Athen mächtig genug war, den Bund, an dessen Spitze die große Tugend seiner Bürger es gestellt hatte, mit Gewalt zusammenzuhalten; es zerfiel, als Athen mit Sparta um die oberste Stelle ringen mußte; es zerfiel ganz und gerieth in die Abhängigkeit von einem nordischen halbgriechischen Stamme, als beide Athen und Sparta in diesem Kampfe sich geschwächt hatten. Die späteren Bünde, die zu jener Zeit bestanden, als das gierige Aug der Römer von Italien her schon nach den jenseitigen schönen Küsten und Inseln blickte, konnten kein letztes Bollwerk der Freiheit des Vaterlandes seyn, weil die gewählten Bundeshauptleute nicht durch die alles überschattende Macht ihres eigenen Staates über alle übrige Staaten Griechenlands gehalten wurden. Es war kein Zusammenhalt, weil kein Zwang da war, und durch ein paar Stöße warf das herrschsüch-

tige Volk der Latiner an der Tiber die letzten Trümmer des weiland herrlichen griechischen Staatenvereins um. Der sogenannte Bund der latinischen Römer mit den übrigen Völkern Italiens war fast entstanden, wie unser eben untergegangener Rheinbund entstand, und ward fast eben so gebraucht. Die Römer hatten durch List und Gewalt die meisten Völker Süditaliens unter sich gebracht, und nannten mit einem gelinderen Namen Bund, was eine drückende Abhängigkeit war, und erst nach Jahrhunderten, als Roms Freiheit sich schon zum Verfall neigte, banden diese unterworfenen Bundesvölker sich mit demselben zu Einem Staate zusammen. Der niederländische Freiheitsbund ist trotz der trefflichen Eigenschaften seiner Bürger auch nur in Herrlichkeit bestanden durch die großen Feldherren und Erbstatthalter aus dem Hause Nassau, mehr noch durch das Gedränge von aussen, welches das lose Verbundene zusammenhielt, ja zusammenzwang. Als der Druck von aussen aufhörte, verschwand auch die hohe Tugend der Bürger und der Statthalter, und ohne Kampf ist dieser einst so kräftige kleine Staat in unsern Tagen durch Zwietracht zusammengefallen. — Man könnte von dem Schweitzerbunde sprechen und ihn als eine Widerlegung meines Satzes anführen. Ist er — könnte man sagen — vom vierzehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1797 nicht unbezwungen bestanden?

Ich leugne das nicht; aber durch einen wunderbaren Glücksstern, dessen sich wenige Völker rühmen können, ist über diesen Bundesstaat seit dem Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund in 320 Jahren gar keine große Prüfung gekommen. Als aber die Prüfung vor achtzehen Jahren kam, wie leicht stürzte er zusammen! und noch immer kann er seine zerrissenen Glieder nicht wieder zusammenlesen.

Nun ein teutscher Bundesstaat, und ohne einen Kaiser? und der soll in Eintracht und Kraft zusammenhalten? Das kann er nicht, und wird er nicht: nur Ein Mächtigster, der zwingen kann, mag Viele zusammenhalten. Wir haben im Vaterlande zwei sehr mächtige Staaten, Oestreich und Preussen, und Viele haben gemeint, das übrige Teutschland müsse ihnen beiden untergeordnet und unter ihnen und um sie so zusammengeflochten werden, daß es auch zusammenhielte. Dies war eben, weil man unter den bestehenden Verhältnissen nichts Besseres wußte, mehr eine Meinung und ein Vorschlag der Noth, als der Einsicht und Ueberzeugung. Auf die Länge könnte auch das nicht halten; denn zwischen den beiden Mächtigsten müßte bald Neid und Argwohn, dann verborgener Hader, endlich offene Zwietracht entstehen, und diese Zwietracht müßte mit ihren Plagen und Krämpfen auch durch das übrige Reich hinfahren. Es verlautet jetzt, man wolle neben den beiden Mächtigsten noch mehrere

Staaten Teutschlands mächtig machen; es solle jeder dieser Staaten in seinem Bereiche eine gewisse Abtheilung des Reiches zunächst unter seinem Schirm und seiner Aufsicht halten; der ganze sogenannte freie germanische Bund aber ohne Oberhaupt und Kaiser solle durch die unsichtbare Majestät des allgemeinen Bundesgesetzes, welche über ganz Teutschland schwebe und leuchte, in Kraft und Gerechtigkeit beschirmt und gehalten werden. O diese unsichtbaren Majestäten! wir wissen leider, wie wenig sie vermögen, wenn sie nicht von einer sichtbaren Majestät gestützt werden.

Wird, wie Viele meinen, das neue teutsche Wesen ungefähr auf diese Weise angeordnet, so wird es zusammenhalten, solange es kann; aber wahrlich nicht lange. Wir aber, welche wünschen, daß das Vaterland einmal aufhöre der Spott und das Spiel der Völker zu seyn, und daß es einst wieder in vollem Glanze und in lebendiger Herrlichkeit da stehe, wollen uns in die unsichtbare Majestät immer die sichtbare Majestät hineinstellen, unsern künftigen Kaiser oder König; wir wollen glauben und erklären und es allen Redlichen täglich zurufen: Der Stuhl unserer Herrschaft ist ledig, wir warten dessen, der da kommen und wieder auf ihm sitzen soll.

Inhalt.

1. Bemerkungen über Teutschlands Lage im November 1814. . . . . Seite 1
2. Die Schweitzer, Holländer und Elsasser. . 80
3. Ueber alte Zeit und neue Zeit. . . 111
4. Ein Wort über teutsche Volksstämme. . 147
5. Ist der Mensch ein schweigendes oder ein sprechendes Thier? 160
6. Noch etwas über die Juden. . . . 180
7. Ueber Eroberung und Eroberer. . . 202
8. Von einer Volkstracht, von Orden, und von andern Gegenständen der Meinung. . 226
9. Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister. 257

Arndt, Ernst Moritz,

Blick aus der Zeit auf die Zeit

Germanien [d.i. Frankfurt a.M.] 1814

Eur. 30 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404764-7